

Volks-Tribüne.

Sozial-Politisches Wochenblatt.

Die „Berliner Volks-Tribüne“ erscheint jeden Sonnabend früh. Abonnementspreis für Berlin monatlich 50 Pf. pränumerando (frei in's Haus). Einzelne Nummer 15 Pf. Durch jede Post-Anstalt Deutschlands zu beziehen. (Preis viertel, 1 Mf. 50 Pf.)

Redaktion und Expedition: 80. (26), Elisabeth-Ufer 55. Ausgabe für Speditoren: „Volksblatt“, Weichstr. 3.

Inserate werden die 4-spaltige Petitzeile oder deren Raum mit 20 Pf. berechnet. Vereins-Anzeigen: 15 Pf. — Arbeitsmarkt: 10 Pf. Inseraten-Annahme in der Expedition: Elisabeth-Ufer 55. Die „Berl. Volks-Tribüne“ ist unter Nr. 893 der Zeitungs-Preisliste eingetragen.

Nr. 43.

Sonnabend, den 25. Oktober 1890.

IV. Jahrgang.

Organisationsplan. — In die Parteigenossen. — Die letzten Tage des sozialdemokratischen Kongresses. — Das allgemeine, gleiche, direkte und geheime Wahlrecht. — Die erste Vorstellung im Verein „Freie Volksbühne“.

Gedicht. — Novelle. — Aus meinem Sauerlandspiegel. — Spießbürgerliche Reformideen zur Lösung der sozialen Frage. — Bürgerliche Erziehungsideale.

Organisation

der sozialdemokratischen Partei Deutschlands.

§ 1. Zur Partei gehörig wird jede Person betrachtet, die sich zu den Grundsätzen des Parteiprogramms bekennt und die Partei nach Kräften unterstützt.

§ 2. Zur Partei kann nicht gehören, wer sich eines groben Verstoßes gegen die Grundsätze des Parteiprogramms oder wer sich ehrloser Handlungen schuldig gemacht hat. Ueber die Zugehörigkeit zur Partei entscheiden die Parteigenossen der einzelnen Orte oder Reichstags-Wahlkreise.

Wegen dieser Entscheidungen steht den Betroffenen die Berufung an die Parteileitung und den Parteitag zu.

Vertrauensmänner.

§ 3. Die Parteigenossen in den einzelnen Reichstags-Wahlkreisen wählen in öffentlichen Versammlungen zur Wahrnehmung der Parteinteressen einen oder mehrere Vertrauensmänner. Die Art der Wahl dieser Vertrauensmänner ist Sache der in den einzelnen Kreisen wohnenden Genossen.

§ 4. Die Wahl der Vertrauensmänner erfolgt alljährlich und zwar im Anschlusse an den vorausgegangenen Parteitag. Die Vertrauensmänner haben ihre Wahl mit Angabe ihrer genauen Adresse sofort der Parteileitung mitzutheilen.

§ 5. Tritt ein Vertrauensmann zurück oder tritt sonstwie eine Vakanz ein, so haben die Parteigenossen umgehend eine Neuwahl vorzunehmen und davon entsprechend § 4 Abs. 2 der Parteileitung Mitteilung zu machen.

§ 6. In einzelnen Staaten, in welchen aus gesetzlichen Gründen die in den vorstehenden Paragraphen gegebenen Vorschriften unausführbar sind, haben die Parteigenossen mit örtlichen Verhältnissen entsprechende Einrichtungen zu treffen.

Parteitag.

§ 7. Alljährlich findet ein Parteitag statt, der von der Parteileitung einzuberufen ist. Hat der vorhergehende Parteitag über den Ort, an welchem der nächste Parteitag stattfinden soll, keine Bestimmung getroffen, so muß die Parteileitung mit der Reichstags-Vertretung hierüber sich verständigen.

§ 8. Die Einberufung des Parteitages muß spätestens vier Wochen vor dem Termin der Abhaltung desselben durch das offizielle Parteiorgan mit Angabe der provisorischen Tagesordnung erfolgen. Die Einladung zur Beschickung des Parteitages ist mindestens dreimal in angemessenen Zwischenräumen zu wiederholen. Anträge der Parteigenossen für die Tagesordnung des Parteitages sind bei der Parteileitung einzureichen, die dieselben spätestens 10 Tage vor der Eröffnung des Parteitages durch das offizielle Parteiorgan bekannt zu geben hat.

§ 9. Der Parteitag bildet die oberste Vertretung der Partei. Zur Teilnahme an demselben sind berechtigt:

- 1. die Delegierten der Partei aus den einzelnen Wahlkreisen mit der Einschränkung, daß in der Regel kein Wahlkreis durch mehr als 3 Personen vertreten sein darf. In soweit nicht unter den gewählten Vertretern des Wahlkreises Frauen sich befinden, können weibliche Vertreter in besonderen Frauensammlungen gewählt werden.
2. die Mitglieder der Reichstags-Fraktion;
3. die Mitglieder der Parteileitung.

Die Mitglieder der Reichstags-Fraktion und der Parteileitung haben in allen die parlamentarische und die geschäftliche Leitung

der Partei betreffenden Fragen nur beratende Stimme. Der Parteitag prüft die Legitimation seiner Teilnehmer, wählt seine Leitung und bestimmt seine Geschäftsordnung.

§ 10. In den Aufgaben des Parteitages gehören:

- 1. Entgegennahme des Berichts über die Geschäftstätigkeit der Parteileitung und über die parlamentarische Thätigkeit der Abgeordneten.
2. Die Bestimmung des Ortes, an welchem die Parteileitung ihren Sitz zu nehmen hat.
3. Die Wahl der Parteileitung.
4. Die Beschlußfassung über die Parteioorganisation und alle das Parteeleben berührenden Fragen.
5. Die Beschlußfassung über die eingegangenen Anträge.

§ 11. Ein außerordentlicher Parteitag kann einberufen werden:

- 1. durch die Parteileitung;
2. auf Antrag der Reichstags-Fraktion.
3. auf Antrag von mindestens 15 Wahlkreisen.

Falls die Parteileitung sich weigert, einem Antrag auf Einberufung eines außerordentlichen Parteitages stattzugeben, so ist derselbe durch die Reichstags-Fraktion einzuberufen. Als Versammlungsort eines ordentlichen Parteitages ist ein geographisch möglichst günstig gelegener Ort zu bestimmen.

§ 12. Die Einberufung des außerordentlichen Parteitages muß spätestens vierzehn Tage vor dem Termin der Abhaltung desselben durch das offizielle Parteiorgan in wenigstens drei aufeinanderfolgenden Nummern mit Angabe der Tagesordnung erfolgen. Anträge der Parteigenossen sind spätestens 7 Tage vor der Abhaltung des Parteitages im offiziellen Parteiorgan zu veröffentlichen. Im Uebrigen gelten für die außerordentlichen Parteitage dieselben Bestimmungen wie für die ordentlichen Parteitage (§§ 8—10).

Parteileitung.

§ 13.

Die Parteileitung besteht aus 12 Personen, und zwar aus 2 Vorsitzenden, 2 Schriftführern, 1 Kassirer und 7 Kontrolleuren. Die Wahl der Parteileitung erfolgt durch den Parteitag mittelst Stimmzettel. Nach erfolgter Wahl hat die Parteileitung ihre Konstituierung vorzunehmen und dieselbe im offiziellen Parteiorgan bekannt zu machen. Die Parteileitung verfügt nach eigenem Ermessen über die vorhandenen Gelder.

§ 14. Die Mitglieder der Parteileitung können für ihre Thätigkeit eine Befoldung beziehen. Die Höhe derselben wird durch den Parteitag festgesetzt.

§ 15. Die Parteileitung besorgt die Parteigeschäfte, kontrolliert die prinzipielle Haltung der Parteio rgane, beruft die Parteitage, und erstattet auf denselben über ihre Thätigkeit Bericht.

§ 16. Scheidet einer der Vorsitzenden, Schriftführer oder der Kassirer aus, so ist die Bilanz durch eine von den Kontrolleuren vorzunehmende Neuwahl zu ergänzen.

Parteiorgan.

§ 17. Zum offiziellen Parteiorgan wird das „Berliner Volksblatt“ bestimmt. Dasselbe erhält vom 1. Januar 1891 ab den Titel:

„Vorwärts“ Berliner Volksblatt

Zentral-Organ der sozialdemokratischen Partei Deutschlands.

Alle offiziellen Bekanntmachungen sind an hervorragender Stelle des redaktionellen Theiles zu veröffentlichen.

Abänderung der Organisation.

§ 18. Änderungen an der Organisation der Partei können nur durch einen Parteitag vorgenommen werden, doch muß die absolute Mehrheit der anwesenden Vertreter sich dafür erklären. Anträge auf Abänderung der Organisation können nur beraten werden, wenn sie innerhalb der Fristen, welche die §§ 7 und 11 vorschreiben, zur öffentlichen Kenntniß der Parteigenossen gelangten. Eine Abweichung von der letzteren Bestimmung ist nur dann zulässig, wenn mindestens 1/3 der anwesenden Vertreter auf einem Parteitag sich für die Abweichung entscheiden.

An die Parteigenossen!

Durch den Parteitag in Halle a. S. zur Leitung der Partei berufen, hat sich die unterzeichnete Parteileitung, entsprechend der Bestimmung des § 13 al III des Organisationsstatuts, konstituiert.

In Bezug auf die geschäftliche Behandlung der Parteiangelegenheiten sind folgende Beschlüsse gefaßt:

Das Bureau des Parteivorstandes befindet sich:

Berlin SW., Kaybachstr. 9, I.

Alle für die Parteileitung bestimmten Zuschriften und Einwendungen sind an diese Adresse, und zwar bis auf Weiteres an den Genossen J. Auer zu richten.

Alle für Parteizwecke bestimmte Geldsendungen sind an den Parteikassirer:

August Sebel,

Berlin W., Groß-Börschenstr. 22a

zu adressieren. Beschwerden, die sich gegen die Parteileitung oder deren Geschäftsführung richten, sind an den Genossen

August Jakoby,

Berlin N., Kochstr. 33, Hof III

zu senden.

Indem wir die Genossen allerorts ersuchen, im Interesse einer raschen und pünktlichen Erledigung der Parteigeschäfte, sich genau an die vorstehend aufgeführte Einteilung zu halten, warnen wir ganz besonders davor, daß politische Vereine oder deren Vertreter mit der Parteileitung in Verbindung zu treten versuchen. Jeder derartige Versuch könnte zu Prozessen wegen Verletzung der vereinsgesetzlichen Bestimmungen und eventuell zur Schließung der betreffenden Vereine und der Parteio rganisation führen.

Diese Warnung gilt besonders auch für jene, sich zu unseren Parteigrundsätzen bekennenden Vereine, welche ihren Sitz in Ländern haben, die entweder gar kein Vereinsgesetz kennen, oder wo das letztere doch die Bestimmung nicht enthält, daß politische Vereine nicht mit einander in Verbindung treten dürfen.

Wenn auch für letztere Vereine keine Gefahr aus ihrem Verkehr mit der Parteileitung erwachsen könnte, so würde sich doch letztere eines Verstoßes gegen die Bestimmungen des preussischen Vereinsgesetzes schuldig machen, wenn sie solchen Verkehr pflegte. Es muß deshalb jeder derartige Verkehr unter allen Umständen unterbleiben.

Die Verbindung zwischen der Parteileitung und den einzelnen Wahlkreisen und Orten wird ausschließlich durch die Vertrauensmänner (siehe die §§ 3—5) der Organisation) vermittelt werden.

Wir fordern deshalb die Genossen der einzelnen Orte oder Wahlkreise auf, die Wahl der Vertrauensmänner in öffentlichen Versammlungen möglichst umgehend vorzunehmen. Die gewählten Vertrauensmänner aber werden ersucht, ihre genauen Adressen schleunigst an das Parteibureau, unter der Adresse:

J. Auer,

Berlin SW., Kaybachstraße 9,

einzuwenden.

Parteigenossen! Nach zwölfjährigem schwerem Ringen und Kämpfen, und nachdem wir eine Periode der Verfolgungen durchgemacht haben, wie sie in der Geschichte der modernen politischen Parteien wohl beispiellos dastehen dürfte, ist es uns wieder möglich gemacht, uns gleich den bürgerlichen Parteien zu organisieren. Der Parteitag in Halle hat demzufolge eine Organisationsform geschaffen, die nach allgemeiner Ueberszeugung einerseits den Parteibedürfnissen genügt, andererseits aber der durch die deutsche Vereinsgesetzgebung geschaffenen Zwangslage gebührende Rechnung trägt. Die während der schweren Kampfesjahre, welche wir hinter uns haben, so oft und glänzend bewiesene Parteidisziplin der Genossen bietet die Garantie dafür, daß sie auch in Zukunft und unter den veränderten Verhältnissen immer nur das Parteinteresse als die Richtschnur für ihr Handeln gelten lassen werden, so daß es einer besonderen Aufforderung unsererseits nicht bedarf.

Das große Ziel, dem wir alle vereint entgegen streben, kann nur erreicht werden, wenn wir alle unermüdet und in treuer Kampfgemeinschaft dafür eintreten. Jeder an seinem Posten und mit dem Ausgebote aller ihm zu Gebote stehenden Kräfte, wollen wir vereint die Befreiung des Proletariats aus den Fesseln der Lohnsklaverei, der politischen und geistigen Bevormundung erkämpfen.

Die Erfolge der Vergangenheit verbürgen uns den Sieg in der Zukunft. Die Parteileitung verspricht den Genossen, Alles, was an ihr liegt, zu thun, um den Triumph des Proletariats, welcher der Triumph der Kultur ist, herbeizuführen. Wir alle haben die heilige Pflicht, durch unermüdete Agitation und Ber-

breitung unserer Grundzüge dafür zu sorgen, daß der Sieg möglichst bald errungen werde. Jeder Parteigenosse sei ein Agitator und Organisator für unsere Sache!

Hoch die Sozialdemokratie!

Berlin, 21. Oktober 1890.

Für die Parteileitung:

Albin Gerisch } Vorsitzende.
Paul Singer }
J. Auer }
Richard Fischer } Sekretäre.
August Hebel, Kassirer.

Den Parteigenossen diene zur Nachricht, daß der Bericht über den Parteitag in Halle a. S. möglichst rasch fertig gestellt und noch im Laufe des November zur Verlesung gelangen soll. Sobald der Umfang des Berichts und damit der Herstellungspreis desselben feststeht, wird der Verkaufspreis, der die Selbstkosten nicht überschreiten soll, bekannt gemacht.

Die Verwaltungen der Parteiblätter werden ersucht, von ihren Organen je ein Exemplar an das Bureau der Parteileitung: J. Auer, Berlin SW., Kapbachstr. 9 I, einzusenden. Zur Vereinfachung dürfte es dienen, wenn dort, wo es angängig ist, Ueberweisung durch die Post stattfindet.

Die letzten Tage des sozialistischen Kongresses.

Am Donnerstag trat die Versammlung in die Diskussion über das Parteiprogramm. Es sind verschiedene Anträge dazu eingelaufen; am einschneidendsten ist das Berliner Amendement, welches Verandert im Auftrage der Versammlung des sozial-demokratischen Wahlvereins für den 5. Berliner Wahlkreis stellte, späterhin aber zurückzog. Folgende Änderungen des Programms werden darin vorgeschlagen:

1. Die Forderung: Erklärung der Religion zur Privatsache wird statt an die sozialistische Gesellschaft an den heutigen Staat gestellt. — 2. Der die Produktiv-Affoziationen betreffende Satz wird gestrichen. — 3. Jede Beschränkung von Frauenarbeit im Unterschied von der Männerarbeit fällt. Die Forderung des gesetzlichen gleichen Lohnes für Mann und Frau fällt, weil ihre Durchführung thatsächlich zur Verdrängung der Frauenarbeit führt. Nur das Verbot der Nachtarbeit verheirateter Frauen ist zu fordern. — 4. Die Forderung des politischen Wahlrechts der Frauen wird in das Programm aufgenommen und zwar unter die Forderungen an den heutigen Staat. — 5. Abschaffung der Gefindeordnung. — 6. Verbot der Naturalienlohnung an die ländlichen Arbeiter. — 7. In den die Einkommensteuer betreffenden Passus wird die Steuerfreiheit der Einkommen unter 3000 Mark aufgenommen.

Ein anderer Antrag von Rüd. Heidelberg wünscht den Passus, welcher die Religion als Privatsache erklärt, zu modifizieren. Die Partei solle erklären, daß sie zwar die religiöse Ueberzeugung der einzelnen Genossen unmittelbar nicht angreife, aber als revolutionäre Partei auch in religiöser Beziehung auf dem Boden der freien wissenschaftlichen Forschung stehe und jeden Dogmenglauben als Quelle der Knechtschaft und gewaltigen Hinderniß des Emanzipationskampfes des Proletariats bezeichne; desgleichen jede Kirche, die auf Grund von Dogmen der Arbeiterklasse feindlich gegenüberstehe.

In der Debatte machte sich eine starke Abneigung gegen jeden Versuch geltend, die sozialdemokratische Partei als solche irgendwie für die freigemeindliche und freidenkerische Bewegung zu engagieren. Das wäre eine nutzlose Belastung, außerdem dürfe man die Landbevölkerung nicht vor den Kopf stoßen und dem Zentrum die Gelegenheit geben, die Bauern gegen uns zu fanatisieren.

In seinem Schlußwort erklärt Liebknecht, warum jedes Ansuchen, ein Bild des Zukunftsstaates in unser Programm aufzunehmen, abgewiesen werden müsse. In ihren Jugendjahren hätte die Sozialdemokratie wohl solchen Träumereien nachhängen können, nicht aber in ihrem jetzigen ernsthaften und kräftigen Alter. Wie könnten wir ein Bild vom Zukunftsstaate entwerfen, da man sich ja nicht einmal darüber klar wäre, wie es nach 10 Jahren in Deutschland beim Fortbestande der heutigen Gesellschaft aussehen werde. Zu dem Satze „Religion ist Privatsache“ sei nichts Neues vorgebracht. Von Heuchelei unsererseits könne nicht die Rede sein; wer schene sich denn, offen Farbe zu bekennen? Verlehet wäre es indessen, die Kritik der Religion irgendwie in den Vordergrund zu stellen, denn sie sei nur eine der Außenseiten, nicht die Basis des Klassenstaates. Galle dieser, so werde sie mit ihm zugleich stürzen. Unsere Religion sei der Idealismus, welcher im Dienste der Arbeiterpartei und damit im Dienste der Menschheit uns zu allen Opfern befähige. — Was die Frauenfrage betreffe, so sei unsere Partei selbstverständlich für völlige Gleichberechtigung des weiblichen Geschlechtes sowohl auf ökonomischem wie politischem Gebiete. — Man habe aus Agitationsgründen es befürwortet, daß die Beseitigung der Gefindeordnung als eine Forderung in unser Programm aufgenommen werde. Es frage sich indeß, ob derartige Detailforderungen dasselbe nicht allzusehr belasten würden, ob sich die Sache überhaupt lohne. — Zu tadeln sei in dem bisherigen Programm die Theilung: das verlangen wir vom Zukunftsstaat — das von der heutigen Gesellschaft. Wie könne man diese beiden Dinge trennen? Die heutige Gesellschaft wachse in die sozialistische hinein; eine bestimmte Grenze zwischen ihnen dürfe daher auch im Programm nicht gezogen werden. — Ausflücht und immer wieder Ausflücht müsse fortan das

Losungswort der Partei sein. Junge und Alte, das mache keinen Unterschied; Jedermann müsse mit gleichem Eifer dahin streben, daß unser Programm sich bald erfülle. Die Verhältnisse arbeiten für uns, aber ohne unsere eigene Thätigkeit wird sich nichts bessern. Es wurde darauf die folgende, von Liebknecht eingebrachte Resolution einstimmig angenommen: „In Erwägung, daß das von dem Einigungskongreß zu Gotha im Jahre 1875 beschlossene Parteiprogramm so trefflich es sich auch in dem Kampfe der letzten fünfzehn Jahre, namentlich unter dem Sozialistengesetz bewährt hat, dennoch nicht mehr in allen Punkten auf der Höhe der Zeit steht, wie das schon von früheren Parteikongressen ausgesprochen worden ist, beschließt der Parteitag, der Parteivorstand wird beauftragt, dem nächsten Parteitag den Entwurf eines revidirten Parteiprogramms vorzulegen und ihn mindestens drei Monate vor Zusammentritt des nächsten Parteitages zu veröffentlichen, damit die Partei hinreichende Zeit zur Prüfung habe.“

In der Nachmittags-sitzung kam der Punkt 8 der Tagesordnung: „Stellung der Partei zu Streiks und Boykotts“, zur Verhandlung. Das Wort zum Referat erhält Klotz-Stuttgart. Alle Arten von Streiks, sowohl die Abwehr- als die Angriffstreiks, seien bei der mißlichen Lage des Arbeiters in der heutigen Gesellschaft berechtigt, desgleichen gewisse Boykotts. Aber nicht alles, wozu man die Berechtigung hat, ist darum auch klug. Vielfach habe man, ungenügend vorbereitet und ohne Kenntniß der Geschäftslage, Arbeitseinstellungen begonnen, die dann natürlich erfolglos verlaufen mühten. Die Haltung der Behörden, welche gegen Unternehmer-Organisationen nicht das Geringste einzuwenden haben, dagegen die Arbeiterverbände argwöhnisch verfolgen, erschwere die Aufgabe noch mehr. Nur wenn man die Fachvereinsbewegung immer energischer weiter treibe und die Gewerke womöglich zentralistisch organisiere, könne man gegen die geschlossenen Unternehmergruppen erfolgreich vorgehen. Er beantragt folgende Resolution:

„Der Parteitag erklärt: Unter den heutigen ökonomischen Verhältnissen und bei dem Bestreben der herrschenden Klassen, die politischen Rechte und die wirtschaftliche Lage der Arbeiter immer tiefer herab zu drücken, sind Streiks und auch Boykotts eine unumgängliche Waffe für die Arbeiterklasse: einmal um die auf ihre materielle oder politische Schädigung gerichteten Bestrebungen ihrer Gegner zurückzuweisen, dann aber auch, um ihre soziale und politische Lage nach Möglichkeit innerhalb der bürgerlichen Gesellschaft zu verbessern.“

„Da aber Streiks und Boykotts zweischneidige Waffen sind, die Interessen der Arbeiterklasse mehr schädigen, als fördern können, empfiehlt der Parteitag den deutschen Arbeitern sorgfältige Erwägung der Umstände, unter welchen sie von diesen Waffen Gebrauch machen wollen; insbesondere betrachtet es der Parteitag als eine zwingende Nothwendigkeit, daß die Arbeiterklasse zur Führung solcher Kämpfe sich gewerkschaftlich organisiert und zwar möglichst in zentralistischen Verbänden, um sowohl durch die Wucht der Zahl, wie die Wucht der materiellen Mittel und nach sorgfältig getroffenen Erwägungen den beabsichtigten Zweck möglichst vollkommen erreichen zu können.“

„Der Parteitag, von diesen Auffassungen ausgehend, empfiehlt allen Parteigenossen kräftige Unterstützung der gewerkschaftlichen Bestrebungen.“

„Zugleich protestirt der Parteitag gegen die erneuten Versuche der Regierungen und der Unternehmerklasse, den in Deutschland vorhandenen Rest des Koalitionsrechtes durch die reaktionären Bestimmungen in der Novelle zur Gewerbeordnung vollends zu vernichten und beauftragt die parlamentarischen Vertreter der Partei, diese Versuche mit aller Entschiedenheit zu bekämpfen und dafür einzutreten, daß volle Koalitions- und Vereinigungsfreiheit, diese Grundlage für die Kämpfe der Arbeiterklasse zur Erreichung besserer Existenzbedingungen, erreicht werde.“

Nach längerer Debatte erhält Grillenberger das Schlußwort, er tritt gleichfalls für die Zentralisation der Gewerkschaften ein. Mit Zwergorganisationen und Zwergorganisationen ist den gewaltigen Koalitionen des Unternehmertums gegenüber nichts geholfen. Die Massen der Arbeiter müssen zu gewaltigen Verbänden zusammengeballt werden. Zum Glück schädigt der Konkurrenzzueid die Einigkeit der Unternehmer, deren Kapitalmacht sie sonst in den Stand setzt, es viel länger beim Streit auszuhalten, als die Arbeiter. Deshalb müssen die Arbeiter mit allen Mitteln die gewerkschaftliche Organisation fördern. Wir müssen große Organisationen nach englischem Muster bilden. Die einzelnen Gewerkschaften könnten als Branchenvereine bestehen bleiben. Alle Bauarbeiter, alle Maschinenarbeiter müßte z. B. ein Verband umschließen. So wird sich in Zukunft der Kampf gestalten.

Auf die Dauer ist eine gedeihliche Entwicklung der Organisation unmöglich, wenn in den großen Städten beispielsweise in einer Gewerkschaft für den achtstündigen Arbeitstag agitirt wird, während in der Provinz in demselben Gewerke noch 12, 14, ja 16 Stunden täglich gearbeitet wird. Hier muß erst ein annähernder Ausgleich herbeigeführt werden. Die Agitation muß hinaus auf das Land, in die Provinz!

Darauf wird die Klotz'sche Resolution einstimmig angenommen.

Am Freitag erfolgte die Berathung über die Parteipresse. Als Referent erhält Auer das Wort. Er wendet sich gegen den Leichtsin, der bei der Gründung von Zeitungen vielfach geherischt habe. Besser sei es, die alten Blätter weiter auszubauen, als neue zu gründen.

Alle Sorgfalt müsse bei der Auswahl der Redakteure verwendet werden. Dem Antrag, die gesammte Parteipresse zum Eigenthum der Partei zu erklären, trat er sehr entschieden entgegen. Die Lokalpresse dürfe weder uniformirt werden noch irgend wie auf Zuschüsse aus der Parteikasse rechnen. Auer sagt seine Ausführungen in folgender Resolution zusammen:

„Der Parteitag beschließt:

In Erwägung, daß die Presse das beste und wirksamste Agitations- und Kampfmittel ist,

in weiterer Erwägung, daß unsere Parteipresse dieser ihrer Aufgabe nur entsprechen kann, wenn ihre Existenz genügend gesichert ist und jeder maßgebende, nicht parteigenössliche Einfluß von ihr fern gehalten wird;

spricht der Parteitag die Erwartung aus:

daß die Genossen überall neben der Agitation für die Verbreitung des Zentralorgans und der nichtperiodischen Parteiliteratur sich vor allem die Unterstützung und Verbreitung unserer bereits existirenden Lokalpresse angelegen sein lassen;

daß sie ferner überall streng darauf achten, daß unsere Presse nicht Gegenstand von Privatpekulationen werde, die mit dem Parteizweck nichts gemein haben;

daß die erste und oberste Aufgabe unserer Presse: die Arbeiter aufzuklären und zum Klassenbewußtsein zu erziehen, nicht unter Rücksichten auf irgend welche Privatinteressen leide.

Insbesondere empfiehlt der Parteitag den Genossen, bei der Gründung von neuen Parteiblättern möglichst Vorsicht walten zu lassen und solche Unternehmungen unter keinen Umständen zu gründen, bevor sie nicht genau erwogen und sich überzeugt haben, daß die Möglichkeit für die Existenz des Unternehmens aus eigenen Mitteln gegeben, und daß vor allem auch die nothwendigen geistigen, technischen und administrativen Kräfte zur Leitung eines Blattes vorhanden sind.“

Diese Resolution gelangt zur Annahme, desgleichen ein Antrag, daß der Parteivorstand zur Untersuchung der Streitfrage Frohme-Kehler mit der Einsetzung eines Schiedsgerichtes zu beauftragen sei. Da kam eine erschütternde Nachricht: Ein Genosse, der während der Rede Auer's ohnmächtig geworden und in den Nebenraum gebracht war, ist gestorben, der Schlag hat ihn gerührt. Der Vorsitzende Singer ergreift das Wort: Ich habe dem Parteitag eine erschütternde Mittheilung zu machen: Der Genosse, der vorhin zusammenbrach, ist vom Schlage getroffen gestorben. Es ist der Genosse Baumgarten, der Delegirte für Hamburg 3. Einen Genossen haben wir in ihm verloren, der in treuester Pflichterfüllung immerdar stand. Baumgarten war einer der ältesten Genossen Hamburgs. Er gehörte zu denen, die für ihre Ueberzeugung oft gemahregelt wurden. Hier hat er mitgewirkt und gesehen, wie sich die Einheit unserer Partei glänzend manifestirte. Wenn es einen Trost für den Verlust giebt, so ist es der, daß er bis zum Tod, bis zum letzten Athemzuge im Dienste seiner Partei stand. Ich erjuche die Delegirten, sich zu Ehren unseres Genossen von den Plätzen zu erheben.

Der Kongreß vertagt sich darauf bis zum Nachmittag. Auer erstattet im Namen der Kommission, welche der Parteitag zur Vorberathung des von der Fraktion entworfenen Organisationsplanes eingesetzt, Bericht: Das Ergebnis unserer Arbeiten liegt Ihnen vor. Die Kommission hat mit Einnützigkeit ihre Beschlüsse gefaßt. Zunächst ist der Name der Partei geändert. Wir nennen uns: „Sozialdemokratische Partei Deutschlands“. Jede Person, heißt es jetzt, gilt zur Partei gehörig — also auch Frauen. — Nicht zu jedem Buchstaben des Programms, wohl aber zu den allgemeinen Grundsätzen des Programms muß sich Jeder bekennen, der zu uns gehören will. In Rücksicht auf die vereinsgesetzlichen Bestimmungen ist die Form gewählt: „und die Partei nach Kräften unterstützt“. Die Unterstützung kann durch Geldbeiträge, durch wissenschaftliche Arbeiten etc. erfolgen. In Sachen der Vertrauensmänner sind die Vorschläge des ursprünglichen Entwurfs im Allgemeinen beibehalten worden. Doch ist in Rücksicht auf die sächsischen, bayerischen etc. Parteigenossen der § 6 eingefügt. — Die Bestimmungen über den Parteitag bleiben. Die Parteigenossen können Anträge stellen, so viel wie sie wollen, und die Parteileitung muß sie spätestens 10 Tage vor der Eröffnung des Parteitages durch das offizielle Parteiorgan veröffentlichen. Was die Theilnahme am Parteitag betrifft, so bleibt es dem Taktgefühl der einzelnen Kreise überlassen, ob sie mehr als drei Delegirte schicken wollen. Sie werden das Nähere treffen. Der außerordentliche Parteitag muß jetzt einberufen werden, wenn 15 Wahlkreise es verlangen. Es wird sehr selten stattfinden, daß ein außerordentlicher Parteitag einberufen wird. Die Bestimmung, daß 10 000 Parteigenossen durch Unterschrift die Einberufung des außerordentlichen Parteitages verlangen dürfen, ist gestrichen, weil der Charakter des Vereins dadurch hervorgerufen würde. Jeder Staatsanwalt würde sagen: Ihr seid ein Verein, denn Ihr müßt ein Mittel haben, festzustellen, wer Parteigenosse ist. Deshalb ist diese Deklaration, denn mehr war es nicht, gefallen. In Sachen der Parteileitung würde eine Verständigung erzielt. Auf die politische Leitung wird auch die Fraktion Einfluß haben, ebenso die Presse. Eine weitere Kontrollinstanz ist überflüssig. Die Form ist gewählt mit Rücksicht auf die vereinsgesetzlichen Bestimmungen. Wir waren davon überzeugt, daß die vorgeschlagene Form die einzige vereinsgesetzlich mögliche Form ist. Mit der Möglichkeit, daß unsere Partei als

Verein geschlossen wird, muß gerichtet werden. Für diesen Fall mußten wir uns sichern. Wir mußten eine Bestimmung haben, daß uns nicht das Geld von der Polizei genommen werde. Deshalb ist hinzugefügt: „Die Parteileitung verfügt nach eigenem Ermessen über die vorhandenen Gelder.“ Wir deponieren dann für den Fall der Schließung das Geld bei der Bank von England und verweisen auf die Bestimmung. Nicht gesagt ist, daß wir mit dem Gelde wirtschaften können, wie wir wollen. Stets werden wir öffentlich Rechnung ablegen. Der Parteitag setzt die Gehälter fest. Doch soll durch eine Resolution beantragt werden, daß die neue Parteileitung bis zum nächsten Parteitag für diesmal die Gehälter bestimmt, weil eben erst festzustellen ist, wieviel Arbeit der Einzelne hat. Die Bestimmung, daß die Parteileitung die prinzipielle Haltung der Parteiorgane kontrolliert, ist beibehalten worden. Die Gründe hierfür wurden in der Kommission so durchschlagend klargestellt, daß selbst einer der schärfsten Gegner dieser Bestimmung erklärte, er sei jetzt vom Gegenteil überzeugt worden. Eine besondere Kontrollbehörde konnte nicht eingesetzt werden, wollten wir uns nicht der Gefahr der Auflösung aussetzen. Die Bestimmung, daß das „Berliner Volksblatt“ Zentralorgan werde, ist beibehalten worden. Nach genauester Prüfung kamen wir dahin, daß es nur mit Schädigung wesentlicher Parteiinteressen möglich sei, eine andere Bestimmung zu treffen. Alle Anschauungen, alle Meinungen des Plenums waren in der Kommission vertreten. Nach harter Arbeit kamen wir zu dem Resultat, daß es keinen Sieger, keinen Besiegten in der Kommission gab, sondern daß wir alle der einmütigen Ueberzeugung waren, für das Wohl der Partei gearbeitet zu haben. Einstimmig nahmen wir schließlich den ganzen Entwurf an und schlugen Ihnen nun vor, ihn Ihrerseits en bloc anzunehmen.

Es wird beschlossen, in keine Debatte über den Entwurf einzutreten, sondern sofort über ihn abzustimmen. Der Entwurf*) wird gegen eine Stimme en bloc angenommen.

Bebel begründet die angekündigte Resolution, die Befolgung der Vorstandsmitglieder betreffend: Die ganze Arbeitskraft der beiden Schriftführer und des Kassiers werde erforderlich sein. Diefür müssen sie entschädigt werden. Früher erhielten die beiden Schriftführer 150 M., der Kassier 105 M., die Vorsitzenden 45 M. monatlich. Damit ist jetzt nicht mehr anzukommen, zumal Berlin als Sitz der Parteileitung in Aussicht genommen ist. Wir denken, daß die beiden Schriftführer je 250 M., der Kassier 150 M., die beiden Vorsitzenden je 50 M. monatlich höchstens erhalten werden. Die Kontrolleure erhalten außer den Reiseflosten Diäten für den einzelnen Fall. Die Resolution lautet:

„In Erwägung, daß im § 14 des Organisationsstatuts bestimmt ist, daß die Gehälter für die Parteileitung durch den Parteitag festgesetzt werden sollen; in Erwägung, daß noch nicht zu übersehen ist, wie groß die Arbeit der Parteileitung sein wird, also sich die Höhe der notwendigen Gehälter nicht genau festsetzen läßt, beschließt der Parteitag, daß die Parteileitung ermächtigt ist, das Gehalt bis zum nächsten Parteitag selber festzusetzen mit der Einschränkung, daß das Gehalt der einzelnen Mitglieder, soweit sie überhaupt Gehälter empfangen, den Betrag von 250 M. pro Monat nicht übersteigen darf.“

Die Resolution wird einstimmig angenommen. Zum Sitz der Parteileitung wird Berlin vorgeschlagen und einstimmig angenommen.

Ein Antrag, es möchte — weil durch die „Eiserne Maske“ im Sozialdemokrat manche Genossen vielleicht fälschlicher Weise als Spitzel denunziert sind — eine Kommission gewählt werden, um das gegen die betreffenden Personen vorliegende Material, über welches die Parteileitung verfügt, zu prüfen und dann an den Parteitag Bericht zu erstatten, wird abgelehnt. Der „eiserne Maske“ verdante die Partei die wichtigsten Enthüllungen. Die Partei habe kein Interesse, auf die Beantwortung einer Frage zu dringen, an welcher die Polizei das höchste Interesse nimmt. Trotz aller Sympathie für die etwa ungerecht Beschuldigten, verbieten die Verhältnisse, eine nähere Untersuchung der Sache. Das Parteiinteresse siehe höher als das Interesse des Einzelnen. Diese Argumente Singers schlugen durch.

Zum Sonnabend, dem letzten Tage des Kongresses, kam ein Adressé der Vertreter von Berlin, Lettow-Beskow-Storkow und Niederbarnim zur Verlesung: sie ständen durchaus auf dem Boden des Parteiprogramms, befänden sich in keinem prinzipiellen Gegensatz zur Parteileitung und strebten in keiner Weise eine Spaltung der Partei an. Man möge den falschen Gerüchten, welche die gegnerische Presse für sich ausbeute, doch nicht glauben und alle persönliche Vereiztheit gegen die Berliner Genossen, die nur das Recht der freien Kritik für sich in Anspruch nehmen, vermeiden.

Darauf theilt Singer das Resultat der gestern vollzogenen Wahl der Parteileitung mit. Es sind gewählt: Singer, 1. Vorsitzender, Gerisch, 2. Vorsitzender, Auer, 1. Schriftführer, Fischer, 2. Schriftführer, Bebel, Kassier, Dobber, Pervert, Ewald, Raden, Jakobson, G. Schulz, Behrend, Kontrolleure.

Auf Grillenbergers Antrag wird dann beschlossen, die Wahl Liebknechts zum Chefredakteur des offiziellen

Zentralorgans zu sanktionieren und ihn für gleichberechtigt mit der Parteileitung zu erklären.

Nunmehr wird folgender Antrag diskutiert: „Der Parteitag empfiehlt den Parteigenossen, überall da, wo Erfolge in Aussicht stehen, in die Wahlagitation einzutreten, sei es für den Reichstag, die Landtage oder die Gemeindevertretung.“

Horn und Gen. beantragen, hinter „Erfolge“ noch einzuschalten: „und seien dieselben auch nur propagandistischer Art.“

Es wird zunächst das Amendement Horn und dann der Antrag mit diesem Zusatz durch die große Mehrheit angenommen.

Es folgt die Berathung über folgenden Antrag Liebknechts:

„Der Kongreß beschließt: Der 1. Mai ist dauernd ein Feiertag der Arbeiter, der, entsprechend dem Beschluß des internationalen Pariser Arbeiterkongresses, den Einrichtungen und Verhältnissen des Landes gemäß zu begehen ist. Wenn sich der Arbeitsruhe an diesem Tag Hindernisse in den Weg stellen, so haben die Umzüge, Feste im Freien u. s. w. am 1. Sonntag im Mai stattzufinden.“

Die Resolution wird angenommen. Ein anderer Antrag, daß bei Stichwahlen zwischen den bürgerlichen Parteien sich die Genossen der Abstimmung zu enthalten haben, wird mit großer Majorität abgelehnt.

Der Antrag Bebel: Der Parteitag beschließt, der Einladung des Generalrathes der belgischen Arbeiterpartei, den nächsten internationalen Kongreß in Brüssel stattfinden zu lassen, Folge zu geben, wird einstimmig angenommen.

Sodann nimmt der Parteitag das Urtheil der Kommission entgegen, welche die von Werner in den ersten Kongrestagen erhobenen persönlichen Beschwerden zu prüfen hatte. Sie erklärt dieselben sammt und sonders für hinfällig und spricht einen scharfen Tadel gegen Werner's Verhalten aus, ohne indessen seinen Ausschluß aus der Partei zu fordern. Nach längerer Debatte beschließt der Parteitag, mit allen gegen 24 Stimmen den Kommissionsbericht zu billigen.

Mit einem dreimaligen Hoch auf die deutsche, die internationale, völkerebefreiende Sozialdemokratie und mit dem Gesang der ersten Strophe unserer Arbeitermarfjallaie schließt dieser denkwürdige Kongreß, der so glänzend alle Hoffnungen der Gegner zu Schanden gemacht hat.

Das allgemeine, gleiche, direkte und geheime Wahlrecht.

J. T. Unser öffentliches Leben strotzt von unbewiesenen Behauptungen, Phrasen, Heuchelei. Außer den direkten, absichtlichen Entstellungen und Lügen giebt es eine ganze Menge von halbunbewußten Unwahrheiten, die man nicht müde wird, fort und fort nachzuplappern.

Wie oft hatte man gepredigt: „Arbeit macht das Leben süß“, wie oft hat man das Sprichwort angewendet: „Jeder ist seines Glückes Schmied“, wie oft tönen uns Schillers Verse in die Ohren:

„Arbeit ist des Bürgers Zierde,
Segen ist der Mühe Preis.“

Jawohl, Segen ist der Mühe Preis, nur daß der Segen nicht denjenigen zufällt, die die Arbeit geleistet, die Mühe gehabt haben.

Und nun erst die eigentlich politische Phrase! Greifen wir aus unserm politischen Leben eine Institution heraus: das Wahlrecht. Lassen wir für jetzt die Frage bei Seite, ob der ganze Einfluß des Reichstags auf die Gesetzgebung nicht auf eine schöne Einbildung hinausläuft, ob die stundenlangen Reden der Volksvertreter mehr als ein prächtiges Material sind, die Spalten der politischen Zeitungen zu füllen. Jedenfalls ist das wohl nicht zu bestreiten, daß die Wahlen zum Reichstag ein getreues Abbild des Volkswillens — geben könnten, wenn sie in der Form gehandhabt würden, die uns der Name unseres Wahlmodus — verspricht, der Name: Allgemeines, gleiches, direktes und geheimes Wahlrecht.

Das Wahlrecht sei allgemein, d. h. an einem bestimmten Tage soll das ganze Volk befragt werden, wie es die Gesetzgebung gestaltet wissen will. Wer bildet denn nun das ganze Volk? Doch die Summe seiner Glieder, doch die Gesamtheit aller Angehörigen des Landes. Es müßte also in dem Wahlgesetze ausgesprochen werden, daß alle Angehörigen des Landes wählen dürfen. Wie, alle? Etwa auch die Jungen in der Klippschule, etwa auch die Säuglinge? Wenn man auch zugeben muß, daß eine gewisse Beschränkung hier zu walten hat, daß die ihres Alters wegen Unmündigen auszuschließen seien, wäre nicht die Altersgrenze dennoch niedriger zu stellen?

Unser Gesetz stellt das Alter von 25 Jahren als die Grenze fest. Welchen Grund hat es, die Angehörigen des Alters von 20—25 Jahren auszuschließen? Sie nehmen an allen Pflichten des Lebens Theil, sie nehmen Theil an der Produktion, sie zahlen ihre Steuern wie die andern, sie bilden einen bedeutenden Theil des Heeres. Giebt man ihnen also die Pflichten der Bürger, so möge man ihnen auch das Recht geben, ihre Meinung kundzutun.

Aber ich spreche hier nur von den jungen Leuten; die Hälfte der Staatsangehörigen, die Frauen, sind ebenfalls von dem Wahlrecht ausgeschlossen. Die Gründe, die für diese tyrannische Maßregel angegeben werden,

sind immer die gleichen und muthen den modernen Menschen an wie Petrefacte einer längst vergrabenen, längst verschwundenen Zeit.

Unter den 18 956 932 Erwerbsthätigen und Dienenden Deutschlands befinden sich nach der Statistik vom Jahre 1882¹⁾ 5 541 517 Frauen, d. h. beinahe 30 pCt. Sie tragen also als selbständige Arbeiterinnen bereits ihr gemessen Theil an der Produktion des Landes bei. Und die verheiratheten Frauen, die die junge Generation gebären und erziehen? Gilt deren Meinung nichts? Woher nur nehmen wir die Stirn, zu behaupten, daß jeder Mann erfahrener und klüger wäre als die Frau?

Entweder wir nehmen den Verstand eines jeden als Maßstab für das Wahlrecht, dann müßte jeder eine Prüfung ablegen und da sollte sich erst zeigen, ob die Frauen der Großstädte nicht das Examen eher bestehen als die männlichen Landbewohner, oder wir sagen, das ganze Volk soll seine Stimme abgeben; dann haben wir gleichfalls keinen Grund, die Frauen auszuschließen.

Doch unser Wahlrecht kennt noch eine Reihe anderer Ausschließungen. Es bleiben von der Wahlurne fern, abgesehen von denen, die unter Kuratel stehen, die Militärpersonen, diejenigen, die in Konkurs gerathen sind und alle, die eine öffentliche Armenunterstützung beziehen. Bei der erfigenannten Kategorie ist jedes Wort überflüssig. Eine Institution, deren Basis das „Befehlen“ und „Gehorchen“ ist, die ihrem Prinzipie nach jeden Willen unterdrückt und den Menschen zur Maschine macht, ja nach Aussage der Sachverständigen machen muß, eine solche Institution kann nicht über ihre steife Eisenrüstung ein modernes Kleid werfen.

Daß aber auch die Armen und die in Konkurs Gerathenen von der Ehre des Wahlrechts ausgeschlossen werden, ist eine Konzeßion an die Bourgeoisie — nichts weiter. Wer arm ist, ist nach dieser Anschauung auch ehrlos — man fügt zu der aus unseren wirtschaftlichen Verhältnissen entstandenen Noth noch den Schimpf, macht die Armen politisch wehrlos.

Das ist der Inhalt unseres allgemeinen Wahlrechts. Nach dem augenblicklich geltenden Wahlgesetz sind unter 46 855 700 Einwohnern Deutschlands

wahlberechtigt 10 145 900
unter 1000 217
Wenn alle über 20 Jahre alten Deutschen wählen dürften, würden wahlberechtigt sein beinahe 25 Millionen, unter 1000: 535.

Sch glaube, diese Zahlen sprechen deutlich.

Aber wenn das Wahlrecht auch nur einen engen Kreis des Volkes umfaßt, so ist es doch gleich. Ja wenn man unter Gleichheit versteht, daß jeder Wahlberechtigte die Erlaubniß hat, einen weißen Zettel in die Urne zu legen, dann haben wir allerdings ein gleiches Wahlrecht. Wenn man aber unter Gleichheit der Wahl versteht, daß jedem Wahlberechtigten der gleiche Einfluß auf die Zusammenfügung des Reichstags gegeben werden soll, dann ist es durchaus nicht gleich, sondern sehr ungleich.

Vor allem sind vor jeglichem Einfluß auf die Gestaltung der Größe der Parteivertretung im Reichstag entfernt diejenigen Wähler, die ihre Kandidaten nicht durchgebracht haben. Wenn in einem Wahlkreise 9000 konservative und 8500 sozialdemokratische Stimmen abgegeben werden, dann sind die 8500 Wähler zwar mit dem Hochgefühl nach Hause gegangen, ihrer Wahlpflicht genügt und die Wahl des Gegners erschwert zu haben, das ist aber auch alles. Vertreten sind sie nicht, und daß diese unvertretenen Minoritäten bedeutende sind, beweisen folgende Zahlen. Bei der Reichstagswahl zur 6. Legislaturperiode waren die Minoritäten stark.²⁾

in 138 Wahlkreisen 50—45 pCt
75 45—40
und nur 80 20 und weniger.

Dann hängt die Größe des Wahlrechts davon ab, welcher Partei man angehört und an welchem Orte man wohnt. Die Anhänger der alten Parteien, die ihren festen Besitzstand haben, haben bei weitem mehr Rechte, als die Anhänger der neuen Parteien, deren Ideen erst ins Volk dringen. Natürlich werden dadurch die neuen Einflüsse außerordentlich gehemmt. In der jetzigen Legislaturperiode zählt

1 Zentrumsgewählter durchschnittlich	12 660 Stimmen
1 Konservativer	12 661
1 Freisinniger	17 440
1 Nationalliberaler	28 000
aber 1 Sozialdemokrat	40 780

Ein siegreicher Zentrumswähler hat also dreimal soviel politische Rechte, als ein Sozialdemokrat. Noch schlimmer ist es bei den Antifemiten, die von der vorher genannten Regel eine Ausnahme machen. Bei ihren 47 500 Stimmen erhielten sie 5 Abgeordnete, so daß jeder Abgeordnete die geringfügige Stimmenzahl von 9500 Stimmen auf sich vereinigte.

Doch die Größe des Stimmrechts hängt auch ab von dem Orte, an dem sich der Wähler befindet. Ursprünglich war geplant, daß auf 100 000 Einwohner ein Abgeordneter kommen sollte. Nach diesem System wurden die Kreise eingetheilt und so blieben und so bleiben sie stehen wie ein katholisches Dogma. Man hätte sich schon damals sagen können, daß infolge unseres Industriesystems die Bevölkerung des platten Landes in die Städte strömt, die Städte sich zu mächtigen Menschenmeeren entfalten würden.

So kommt es, daß Berlin mit 1 1/2 Millionen Einwohnern nur 6 Abgeordnete wählen darf, daß der sechste

¹⁾ Stat. Jahrbuch für das deutsche Reich, S. 11.
²⁾ Dr. Karl Barthelme, Mehrheits- und Verhältnisvertretung

*) Siehe die erste Seite dieser Nummer.

Wahlkreis in Berlin 59 073 Stimmen¹⁾ im Jahre 1887 abgab und nur einen Abgeordneten wählte, Magdeburg 28 530 abgab und auch einen Abgeordneten wählte, daß in Berlin IV. 56 298 Wähler soviel politische Rechte haben, wie in Aachen 11 713 Wähler u. s. f.

Und die Folge dieses gleichen Wahlrechts ist, daß im Reichstag die Zahl der Vertreter sehr oft in gar keinem Verhältnis zur Zahl der Stimmen steht.

Zum Beweise dessen dienen folgende Zahlen:

8. Legislaturperiode 1890²⁾.

	prozent der Stimmen	solten Abgeordnete haben	haben Abgeordnete
Deutschkonservative	12,4	48	73
Deutsche Reichspartei	6,7	27	20
Nationalliberale	16,3	65	42
Deutschfreisinnige	16	64	66
Zentrum	18,6	74	106
Polen	3,4	14	16
Sozialdemokraten	19,7	78	35
Pol. Partei	2	8	10
Welfen	1,6	6	11
Elfässer	1,4	5	10
Dänen	0,2	1	1
Antisemiten	0,7	3	5
Unbestimmt	1,0	4	2

Und wie wirken diese Abgeordneten bei der Abstimmung? Im Winter 1887/88 wurde zum letzten Mal das ins Grab verfertete Sozialistengesetz verlängert. Für die Verlängerung stimmten:

Konservative	mit 1 883 600 Stimmen
Nationalliberale	1 678 000 "
8 Zentrumsleute etwa	123 200 "
3 684 800 Stimmen	

Also im günstigsten Falle hatten durch den Mund ihrer Vertreter etwa 3 1/2 Millionen Deutsche ihre Stimme für das Sozialistengesetz abgegeben und diese Zahl genügt trotz 25 Millionen erwachsenen Deutschen, um dieses elende Gesetz nochmals zu verlängern.

Das sind die Resultate des „allgemeinen, gleichen und geheimen“. Geheim, wer lacht da? Ja, vielleicht in den Großstädten, aber auf dem Lande? Allerdings kann ich für den Bruch der geheimen Wahl keine Statistik ins Feld führen. Wer zählte auch alle Kniffe und Pfiffe der Fabrikanten, Gutsbesitzer, Schulzen, Bürgermeister, um das Wahlrecht illusorisch, mindestens die ihm untergebenen Wähler ängstlich zu machen. Da findet die Wahl statt in einem Krüge, auf dem Gasthose des gestrengen Herrn, in der Stube des Verwalters, in dem Hause des Schulzen u. s. w. Vorsitzender ist der Schulze und die Schöffen Beisitzer, oder der Gutsbesitzer leitet die Wahlhandlung und der Verwalter vertritt seinen Vorgesetzten. Die Zettel sind weiß, jawohl, aber welche Nuancen sind in dieser Farbe möglich und wie werden diese Nuancen von den herrschenden Parteien ausgebeutet? Die Dicke des Papiers bildet ebenfalls ein ganz niedliches Erkennungszeichen für destruktive Tendenzen. Es sieht fast so aus, als ob alles gethan würde, um die Stimmung des Volkes, die doch hervortreten soll, zurückzudrängen. Von dem ganzen allgemeinen, gleichen und geheimen und direkten bleibt also nichts übrig, als die freudige Gewißheit, daß die Wahl direkt ist, d. h. daß jeder, der älter als 25 Jahre alt ist, ein Mann ist, nicht im Konkurs steht, keine Armenunterstützung bezieht, in einem Wahlkreise wohnt, in dem die Partei des Wählers die relative Majorität besitzt — dann auch dem Manne seines Herzens seine Stimme geben kann und nicht erst einem andern, der ihn nun wieder bei der Wahl vertritt.

Fr. Engels sagt einmal zur Erklärung eines Hegel'schen Wortes: „Alles was in den Köpfen der Menschen vernünftig ist, ist bestimmt wirklich zu werden, mag es auch noch so sehr der bestehenden scheinbaren Wirklichkeit widersprechen.“ Der Satz hat etwas Tröstliches und es wäre wirklich Zeit, daß er an unserem Wahlgesetz zur Wahrheit würde.

Unsere Partei ist ja jetzt stark genug, selbstständig Anträge einzubringen. Es wäre vielleicht angebracht, wenn sie, in einer der nächsten Sesssionen, sowohl

¹⁾ Die Sozialdemokratie und der deutsche Reichstag. Berliner Arbeiterbibliothek.
²⁾ Statistisches Jahrbuch für das deutsche Reich 1890. Seite 137/39.

Proportionalvertretung, welche die Zahl der Abgeordneten einer Partei von der Gesamtzahl der für sie abgegebenen Stimmen abhängig macht, als auch das Wahlrecht forderte für alle Männer und Frauen, die das 20. höchstens das 21. Jahr überschritten haben. Freilich, da die herrschenden Parteien bei einem wirklich allgemeinen Wahlrecht verlieren würden, so ist die Nichtannahme eines solchen Antrags von vornherein besiegelt.

Die erste Vorstellung im Verein „Freie Volksbühne“.

Wenn bisher noch Zweifel an der Daseinsberechtigung und Lebensfähigkeit des Vereins „Freie Volksbühne“ bestanden haben, so sind dieselben nach der ersten Theater-vorstellung, welche dieser Verein am vorigen Sonntag im Ostend-Theater gegeben hat, definitiv beseitigt.

Ein schlagender Beweis dafür, daß die Pläne der Begründer dieses Vereins, insbesondere des Herrn Bruno Wille, zeitgemäße und einem wirklichen geistigen Bedürfnisse der Massen nachkommende waren und sind, konnte nicht gegeben werden: die Aufführung vom vorigen Sonntag ist für diese Begründer eine glänzende Rechtfertigung.

Ich glaube, wohl ein jeder der 1200 Anwesenden hat mehr oder weniger die Empfindung gehabt, daß es sich an diesem Tage um Größeres und Wichtigeres handle, als um die bloße Aufführung der „Stützen der Gesellschaft“. Dieser Tag entschied die Frage, ob das moderne, zum Bewußtsein seiner Lage erwachte Proletariat für die große Kunst der Zeit reif sei. Und er entschied die Frage, indem er sie bejahte.

Ja, es ist wahr, die moderne Kunst und das moderne Proletariat haben einen Bund geschlossen, einen ernsten, folgeschweren Bund. Und dieser Bund besitzt die Gewähr der Dauer, denn nicht äußere Zufälligkeiten haben ihn bewirkt, freiwillig aus innerer Wahlverwandtschaft haben sich die beiden zusammengefunden. Es ist weltgeschichtliche Zuchtwahl, die sie zu einander geführt hat.

Neu und revolutionär wie der Sozialismus auf wirtschaftlichem Gebiet ist der Naturalismus auf dem Gebiete der Kunst. Er bricht mit einer vor Alter ehrwürdigen Konvention, er verachtet und verwirft jegliche Tradition und schreibt Natur und Wahrheit auf seine Fahne.

Es ist unrichtig, wenn in einem „Naturalismus und Sozialismus“ betitelten, in der vorigen Nummer dieses Blattes abgedruckten Aufsatz eine befruchtende Einwirkung des Sozialismus auf die naturalistischen Dichter erst von der Zukunft erhofft wird. Eine solche ist tatsächlich bereits erfolgt. Von dem Dichter des „Germinal“ bis auf unsere jungen Berliner, Hauptmann, Holz und Schlaf, überall spüren wir jenen sozialkritischen Hauch, der eben nichts anderes ist als eine direkte Folge sozialistischer Einflüsse. Und es ist wahrlich mehr als ein „Hauch“ — es ist bei ihnen allen das eigentlich moderne Pathos.

Erst kürzlich haben wir es im „Berliner Volksblatt“ gelesen, daß Ibsen, der Dichter der „Stützen der Gesellschaft“, dem Genossen v. Vollmar gegenüber erklärt hat, er halte sich zwar als einsamer Dichter dem öffentlichen politischen Leben ganz fern, innerlich aber, seinen Ueberzeugungen nach, stünde er keiner Partei näher, als der Sozialdemokratie. Es ist — nebenbei bemerkt — charakteristisch genug, daß die Nachricht von dieser überaus interessanten Unterredung zwischen Ibsen und v. Vollmar in keinem unserer Bourgeoisblätter, die doch sonst am liebsten jeden Wackzettel von einmal in Mode gerathenen großen Männern veröffentlichen, wiedergegeben worden ist.

Also — wenn wir bei dem obengedachten Bilde eines Liebesbundes zwischen Sozialismus und Naturalismus bleiben wollen — seitens des Naturalismus ist schon lange eine liebevolle Zuneigung, selbst Hingabe vorhanden gewesen. Es fehlte bisher nur an der rechten Gegenliebe, der Sozialismus war sich seines natürlichen Instinktes, der auch ihn zum Naturalismus führen mußte, noch nicht recht bewußt geworden.

Bis zum vorigen Sonntag! Und das halte ich für die Bedeutung dieses Tages. Da saßen die Berliner Arbeiter in dichten Reihen, Kopf an Kopf, und gaben

sich in athemloser Spannung, mit tiefem verständnisvollem Ernst, aber auch mit nicht minder verständnisvollem Lächeln dem sittlichen Jörn und der bitteren Satire des nordischen Wahrheitsapostels ganz, ja sogar leidenschaftlich hin. Man fühlte, wie dieser Dichter dieses Publikum in seinem besten und tiefsten Empfinden wirklich packte, wie er ihm nicht ein müßiges Spiel mit einem interessanten Problem bot, sondern es tatsächlich mit sich fortriß.

Für Jemanden, der es mit dem Sozialismus ebenso ernst nimmt, wie mit dem Naturalismus, für den in diesen beiden Worten die ganze Fülle seiner Ideale begriffen liegt, für einen solchen war der verfloßene Sonntag ein Tag stolzer Freude, ein Tag der Erfüllung, zum mindesten ein Tag, der einen unendlichen Ausblick gewährte.

„Es soll der Dichter mit dem Volk gehen“, das Volk darf dies fordern und gerade in unserer Zeit hat es diese Forderung nicht vergebens erhoben. Aber wenn erst das Volk mit dem Dichter geht, wenn es abläßt von den frivolen und rohen Belustigungen der Tingeltangel und die schmachlichen Kolportageromane in den Ofen steckt, wenn es sich daran gewöhnt, den Ernst, welchen es sonst im öffentlichen Leben sucht und findet, auch in der Kunst zu suchen, jetzt, wo es erfahren hat, daß es denselben finden kann, dann könnten die Dichter mit Goethe ausrufen:

„Dann wär uns wohl ein schöner Tag beschieden, Dann feierten wir uns're goldne Zeit!“

Nicht länger die Ausgehaltene einer kleinen mit Glücksgrütern gesegneten Minorität, sondern getragen von dem Verständnis und der Begeisterung eines ganzen Volkes, würden auch sie einen neuen, mächtigen Impuls für ihr Schaffen, einen frischen, gewaltigen Antrieb zu freudiger Thätigkeit aus dem „neuen Bunde“ schöpfen.

Und so würden Volk und Dichter — eins im andern — sich gegenseitig fördern und eine Kultur, die wirklich Volkskultur wäre, bräche damit für die Völker an, denn der Mensch lebt nicht vom Brot allein, und der wirtschaftliche Kampf unserer Zeit — so blutnothwendig und berechtigt er auch ist — wird, wenn auch zum Siege geführt, für sich allein die Menschen weder besser noch glücklicher machen. Auch er ist schließlich nur Mittel zum Zweck. Und dieser Zweck ist die Kultur: die allgemeine Kultur in jenem Sinne, wie sie sich heutzutage allgemach an die Stelle ehemaliger Religionsverheißungen gestellt hat. Otto Erich.

Gewerkschaftliches.

Aufruf an die eingeschriebenen sowie die auf Grund landesrechtlicher Vorschriften errichteten Hilfskassen.

Nachdem bereits vor zwei Jahren seitens der unterzeichneten Kommission ein Aufruf zur Beschickung eines Kongresses der freien Krankenkassen erlassen wurde, ist nunmehr die Nothwendigkeit vorhanden, diesen Kongreß abzuhalten, da sich der deutsche Reichstag schon in den nächsten Monaten mit der Abänderung des Krankenversicherungsgesetzes beschäftigen wird. Die neueste Nummer des „Reichsanzeigers“ veröffentlicht den diesbezüglichen Gesetzentwurf und sind die Vertreter der freien Kassen nunmehr in der Lage, Stellung zu demselben nehmen zu können. Wir berufen deshalb den Kongreß der eingeschriebenen sowie auf Grund landesrechtlicher Vorschriften errichteten Hilfskassen des Deutschen Reichs zum November cr. nach Berlin ein, und erwarten, daß keine freie Krankenkasse auf diesem Kongreß unvertreten bleibt. Es gilt zu zeigen, daß die freien Kassen eine Bedeutung erlangt haben, mit der zu rechnen ist, wenn man überhaupt das Selbstbestimmungsrecht des Volkes achten will. Mögen auch bei dieser Gelegenheit die Arbeiter sich mündig zeigen und ihre Ansichten über den vorliegenden Gesetzentwurf in Anträgen bekunden, die dem Kongreß zur Berathung unterbreitet werden können. Sämmtliche Anträge, sowie die Anmeldungen von Delegirten sind zu richten an: F. J. Levinson, Altona, Blücher-Strasse 21. Nähere Bekanntmachungen erfolgen demnächst.

Allg. Metallarbeiterverein Berlins und Umgegend.

Die Bibliothek befindet sich im Norden bei Schaper, Brunnenstr. 40 und im Süden Ritterstr. 112, bei Schmidt. Dasselbst werden jeden Montag und Donnerstag Abend von 8—9 1/2 Uhr Bücher ausgegeben. Die Bibliotheks-Kommission, i. A.: E. Bauer, Blumen-Strasse 27.

Empfehle Freunden und Genossen mein reichhaltiges Lager von

Cigarren u. Tabake.

Dieselbst Hauptstelle des Metallarbeiter-Verein und der Gärler-Hilfskasse. Haupt-Agentur der Berliner Feuer-Versicherung.

Otto Klein

Kottbusser Damm 14, früher Ritterstr. 15.

W. Gründel's Restaurant

(früher: H. Wendt.) Dresdener-Strasse 116.

Arbeitsnachweis und Verkehr der Buchbinder, Schlosser, Drechsler, Maler, Töpfer, Stellmacher, Sattler und Gärtner.

Reichhaltiger Frühstücks-, Mittags- und Abendtisch.

Vorzügliches Weiß- und Bairisch-Bier.

2 Villards. — Saal zu Versammlungen. Fernsprech-Anschluß. Amt 9a. Nr. 578.

Empfehle Freunden und Genossen mein reichhaltiges Lager von

Cigarren und Tabake.

Genno Stabernack, Wrangelstr. 85.

Verein zur Regelung der gewerblichen Verhältnisse der Töpfer Berlins und Umgegend.

Oeffentl. General-Versammlung am Sonntag, den 26. Oktober cr., Vormittags 10 1/2 Uhr in Gratweils Bierhallen, Kommandantenstr. 77-79.

Tages-Ordnung:

1. Bericht des Vorstandes. 2. Bericht des Kassiers. 3. Wahl des Gesamt-Vorstandes und der Rechtschup-Kommission. 4. Wahl der Arbeitsvermittler. 5. Verschiedenes, Vereinsangelegenheiten.

Mitgliedsbuch legitimirt.

Der Vorstand.

NB. Bei der Reichhaltigkeit und Wichtigkeit der Tagesordnung werden die Mitglieder ersucht, zahlreich und pünktlich zu erscheinen. Kollegen, welche sich vor der Versammlung als Mitglied aufnehmen lassen, haben Stimmrecht.

Rixdorf.

Abonnements auf die „Verl. Volks-Tribüne“, „Neue Zeit“ und „Wahre Jakob“ nimmt entgegen und liefert pünktlich

Albert Wurbs, Kopffstr. 52.

Empfehle meinen werthen Freunden und Genossen sowie den Lesern dieses Blattes mein

Cigarren-Geschäft.

Carl Lehmann, Brunnenstr. 83, dicht am Humboldthain.

Reher's Lexikon

suche zu kaufen

A. Sauer, Rüdersdorferstr. 36.

Allen Freunden und Genossen empfehle mein

Weiß- u. Bairisch-Bier-Pokal.

1 Saal zu Versammlungen und 2 Vereinszimmer stehen zur Verfügung. Herrmann Wuttke, Friedrichsbergerstr. 24 pt.

Albert Auerbach,

Berlin S., Kottbusser Damm 7.

Schuh- und Stiefel-Lager

für Herren, Damen und Kinder. Reelle Bedienung. — Feste Preise.

Schuhwaaren.

Großes Lager aller Sorten Schuh und Stiefel für Damen, Herren und Kinder. Chr. Geyer, Cranienstr. 4.

Alte Klage.

Von Helden, Sturm- und kampfgeseiten
Tönt Kunde noch aus fernster Zeit;
Es schlingt um sie durch alle Zeiten
Die Sage noch ihr Wunderleid
Despoten, reich an Vorbedrängen,
Und Geister, die, der Weisheit Hort,
Durch's Labyrinth der Tage glänzen
Sie in der Weltgeschichte fort.

Wo aber wird der Millionen
Der nied'ren Sklaven je gedacht,
Die allen Völkern, alle Jochen
Zum Staunen Wunder stets vollbracht!
Wer denkt der Massen, die, geknechtet,
Der Arbeit Feld im Schweiß bebaut,
Des armen Volkes, noch heut geknechtet,
Drauf mancher stolz herniederschaut.

Ägyptens Pyramiden thronen
Zum Trost der Zeit, die alles fällt,
Die Größe nur der Pharaonen
Verkünden sie dem Volk der Welt,
Wer aber denkt der Weisheitsliebe,
Der Hände und des Geistes Fleiß;
Wer aber denkt der Weisheitsliebe
Und was da trotz an Blut und Schweiß!

Wer aber denkt der Sklavenschaaren,
Die einst geknechtet um schlichten Kauf,
Ihm Ruhme weichtlicher Sclaven
Kalste, Bekien, Tempel auf!
Was der Vernichtung nicht zur Beute
Tyrannenlaune frevelnd gab,
Das blüht ruinenhaft noch heute
Auf ein bewundert Volk herab.

Aus Romas Schutte liegen prächtig
Die Dome aus der Christenheit,
Verkündend groß und wundermächtig
Der Kirche Macht und Herrlichkeit.
Die sie erbaut in Stein und Ziegeln
Schaun sie von Postament und Wand,
Doch die des Prohodienst's Opfer starben
Nuhn namenlos im Kirchhofstand.

Das ist der Fluch vom Anbeginn:
Wer Schwelgen trägt, der leidet und stirbt;
Und glücklich der, der zum Gewinne
Sein täglich Brot sich noch erwirbt! —
Wann endlich wird der Fluch gebrochen,
Der auf der Arbeit lastend ruht?
Wann wird der Sklave freigesprochen,
Wann blüht auch ihm das Glück, der Muth?

Aus „Auf Straßen und Stegen“, von Paul Barck.

Scenen aus Krohg's „Albertine“.

(Aus dem Norwegischen übersetzt von G. Wetter.)

II.

Acht Tage waren vergangen, — keine Veränderung, der Himmel lag noch ebenso schwarz über dem Bretterzaun drüben — sie sah da — die zehn Kronen hatte sie nicht erhalten, und doch — nicht um Alles in der Welt würde sie Oline um etwas bitten. Sie nähte — es waren Taschentücher, die sie auf der Maschine säumte. Das Winterlicht fiel hinein, ebenso hart und auch ebenso düster. Dort in der Ecke hufete Eduard, und die Alte bereitete das Mahl.

„Du, Eduard!“

„Ja!“

„Ach, sieh doch nach, ob heute Musil im Studenten-hain ist.“

„Ja, ich werde gleich nachsehen. Hier steht es: Programm des zweiten Brigade-Musikcorps, den 4. April. Französische Lustspiel-Ouverture, Rothlehlchen-Walzer, Brautchor aus Lohengrin, La roino du bal.“

„Na und dann — nicht der Rabettenmarsch?“

„Nein.“

Sie hatte aufgehört zu nähen — lehnte sich in den Stuhl zurück und schloß die Augen. Etwas bleicher war sie noch in den acht Tagen geworden.

— — — Es war Frühling und herrliches Wetter, und die Karl-Johannstraße lag vor ihr. Im Studenten-hain unter den lichtgrünen Bäumen hörte sie die Musik, die den Studentenmarsch spielte — drüben auf dem Schloßberge lag das Schloß groß und leuchtend, mit seinen Fensterreihen und dem Altan vorn in der Mitte, und glänzte in der Sonne und die Standarte wehte an der Flaggenstange, denn der König war in der Stadt und fuhr eben den Schloßberg hinunter, und zu beiden Seiten standen die lichtgrünen Bäume. Viele Menschen auf der Straße, die auf und nieder wandelten — meist feine Leute — es war Wochentag. Sie selbst schritt langsam einher, — auf dem Kopf trug sie einen braunen Hut mit Perlbesatz, im Arm hatte sie einen rothen Sonnenschirm von der modernen Art und eine Notennappe, auf der mit goldenen Buchstaben „Musil“ stand, denn sie war ein feines Fräulein.

Sie öffnete die Augen. — Da stand der Kronprinz und die Prinzessin Victoria, — da stand die Alte hinten im Dunkeln, und da sah Eduard und hufete. — „Du — sie war sich selbst zur Last.“

Die Maschine fing an zu arbeiten, und sie beugte sich über dieselbe.

Feines Fräulein! — Ja wahrhaftig — sie war ein reizendes feines Fräulein, — dachte sie, ein feines Fräulein, das seine Sachen verpfändete und monatelang zu Hause sitzen mußte, weil es die lumpigen zehn Kronen nicht austreiben konnte, um sie wieder einzulösen. Karl-Johann, nein, dahin kam sie gewiß nie wieder, weder als feines Fräulein noch etwas Anderes, und die Musik hatte sie sicherlich zum letzten Male gehört, als sie vor einem Monat draußen gewesen — man denke, einen Monat, einen ganzen Monat hatte sie drinnen gesessen und nur genäht und genäht und beständig an das gedacht, woran sie nicht denken wollte. Ach nein, es war gar keine Gefahr, daß sie der Alten neue Sorge machte, indem sie beständig in der Karl-Johannstraße spazieren ging und auf schlechte Wege gerieth, wie Oline, trotzdem es alle Leute glaubten, nur weil sie ihr so sehr von Antlitz glich. Ach nein, das ginge ja auch nicht, daß die Alte jetzt noch mehr Sorgen bekäme; es war ja schon traurig genug mit Eduard, welcher die Auszehrung hatte — sollte etwas geschehen, so müßte es einmal etwas Gutes sein.

Sie auf schlechten Wegen? — Nein, Gott sei Dank — aber es war so hübsch, daran zu denken, was es wohl mit den schlechten Wegen sei — denn sie verstand Nichts davon — ja, sie wußte wohl, wie es im Ganzen war, denn Joffa hatte ja davon erzählt, und Joffa genierte sich nicht, und sie hatte noch lange geglaubt, es seien nur Lügen, denn es war zu abscheulich und garstig. Jetzt wußte sie wohl, es sei wahr, aber sie begriff es doch nicht, und sie verstand nicht, daß jene nicht lieber hundert Mal sterben möchten, ehe sie so etwas thaten, und außerdem — für Geld — und für so wenig — zwei Kronen, hatte Joffa gesagt — und Joffa wußte ja Alles, aber das konnte doch wohl nicht wahr sein — und so Eine war Oline gewesen — Oline — ihre eigene, leibliche Schwester.

Ja — solch eine war sie gewesen — nutzlos, es zu leugnen — sie war eine der aller schlimmsten gewesen — sie hatte sogar in der Querstraße gewohnt, mitten drunten in Bifa. *)

Hätte sie nur wenigstens das nicht gethan — wäre sie nur in der Wallgasse wohnen geblieben, und hätte sie sich nur „aushalten“ lassen, wie im Anfang — dies wäre ja auch schrecklich gewesen — aber die Schande hätte man doch nicht gehabt, daß sie wirklich dort gewesen war; es war auch so schon schlimm, aber doch nicht so schlimm — dann hätte Mutter Olsen es nicht stets der Mutter vorgehalten jedes Mal, wenn sie sich zankten, und damit zu kommen hätte der Mutter Olsen Nichts genutzt, denn Emilie, ihre Tochter, hatte auch eine eigene Wohnung in der Stadt bezogen. Ach, war es nicht ein Verhängniß, daß sie alle den Weg gingen. Schön und unschuldig wuchsen sie auf — Oline war ja so hübsch und anständig und ehrbar gewesen, wie nur eine — und doch — — —

Sie wechselte die Spule um, die abgelaufen war.

Ja — Oline, die die flinkste und klügste in der Schule und die beste beim Pfarrer gewesen, sie konnte dem nicht entgehen, auch sie — obwohl sie dies wohl nie gedacht hatte. — Ja, dahin kam sie, nach und nach dahin, wohin sie nicht wollte — und zuletzt nahm es doch ein Ende in der Querstraße — nein, nein, tausendmal nein — es war nicht wahr — sie wollte nicht, daß es wahr sein sollte, es war nicht möglich, kaum konnte sie es glauben. Albertine richtete sich auf.

Ja — es war wahr — es war so wahr, daß es fast das Einzige war, was sie gewiß wußte, und alles Andere war Lüge und Erfindung — es war eine Lüge, daß Oline jemals ein unschuldiges, junges Mädchen und die Oline gewesen, an der sie Freude gehabt.

Deffentlich war sie gewesen, das war das Einzige, was von Allem zurück blieb, und dies wollte ihr nicht aus dem Sinn, sie mußte beständig, beständig darüber nachdenken und grübeln. Sie konnte den Gedanken nicht los werden — ja käme sie nur einmal hinaus, so wußte sie, es würde besser werden, denn dann sah man doch etwas Anderes, an das man denken konnte. Aber sie konnte doch nicht mit dem gestrickten Tuche ausgehen, und der Regenmantel — nein, das ging gar nicht an.

Und das schönste war, daß es ja schon lange her war, und Oline jetzt anständig und verheirathet, aber dennoch! Und das Bild, nie, nie konnte sie es aus ihren Gedanken bringen, obwohl es zwei Jahre her war. Sich daran erinnern? Ja, so deutlich, als ob es am heutigen Tage gewesen wäre. Es war heller Sonnenschein. Ja, dieses Bildes erinnerte sie sich am besten — es war heller Sonnenschein an dem Tage.

Joffa war mit ihr, sie sollten nach der Graupengasse gehen — dort lag das Haus, ja, da lag es, und da war die Glashür, durch welche alle Solche hineingehen. — Da kam das aufgedonnerte, feine Frauzimmer herüber von Hamersborg in Seide und Sammt — mit theurem Modestut aus Paris — einen großen Pelztragen über den Schultern, mit hochstehenden Schultertheilen, ähnlich

den Epauletten — schwarzem, sammetnen Wintermantel — grünem, kurzem Seidenrocke mit Besätzen und weißen raschelnden Unterröcken darunter! — Wie lech ging sie die Treppe hinauf! — Spitze, hohe Absätze mitten unter der Sohle — hohe Lackstiefel mit seidenen Troddeln — so dreist und behende stieg sie die Stufen hinan und saßte vergnügt den Thürgriff — sie hatte hellgelbe Handschuhe an. Da sah sie sie beide — ihr Stirnhaar war in vier Locken angeklebter — sie sah sie, und — beim lebendigen Gott! — nicht sie ihnen nicht zu? —

Wieder nickte? Nie im Leben — nie im Leben, — das andere sie nicht. Sie nickte nicht wieder — da lächelte die andere, und verschwunden war sie mit all' ihrem Staate — da hinein.

„Warum grüßest Du Deine Schwester nicht? Das war Oline,“ sagte Joffa.

„Nein,“ hatte sie geantwortet, „das war nicht Oline.“ Aber es war Oline. Sie wünschte, sie wäre todt umgefallen, ehe sie diesen Anblick gehabt. — Nein — von dem Morgen an hatte sie keine Freude mehr an Oline.

Nein, — nein — nein! Nicht? Nein, gewiß nicht, dachte sie. „Gott! Wie niedlich sie war,“ flüsterte Joffa, als sie um die Ecke von der Blütenstraße gingen. Niedlich. Ja, niedlich war sie, hübsch — und fein, aber — es war wohl der Satan, der sie so schön machte — sie sah aus, als ob sie gerade aus der Hölle käme — und das that sie ja auch. Schön war sie, aber das war natürlich Blendwerk des Satans.

„Das war nicht Oline.“

Und doch war sie es — ah ja — sie kannte sie — sie glich ihr selbst — wenn sie selbst diese Kleider angehabt, so würde sie genau ebenso ausgesehen haben — oh, war es nicht das, woran sie beständig denken mußte, war es nicht, als ob sie sich selbst dort hineingehen sah, leichtfertig und der Lust lebend?

Und das Lächeln! als sie nicht wieder genickt hatte, dieses Lächeln, dieses Lächeln! Sie hatte hübsche, reizende Zähne, die Oline!

„Ach ja, sei nicht so stolz, Liebe — an Dich kommt die Reihe auch, das lag in dem Lächeln. Sie dachte darüber nach, ob sie wohl dies gemeint hatte — Gott, wie oft hatte sie fragen wollen, ob es das sei, aber sie sprach ja fast nie mit ihr, — nein, sie konnte den Mund nicht dazu öffnen, diese eine Frage zu thun. Und sie durfte darnach auch nicht fragen und doch, ehe sie nicht gefragt hatte, hatte sie keine Ruhe. That Oline es gerne, oder war es schrecklich, wenn man zu ihr kam? aber wie konnte sie dann so vergnügt aussehen; grämte sie sich um ihn, den sie geliebt hatte und der sie verführte — oder wie — wie war das Alles? Freute sie sich der schönen Kleider, oder starbe sie lieber vor Scham auf der Straße — jammerte sie, wenn sie allein in der Querstraße war?

Beständig mußte sie daran denken — sie mußte Alles wissen. Eher hatte sie keinen Frieden — und wie konnte Oline so fröhlich sein, wie sie es war — wenn sie an Alles dachte? Aber sie konnte sie nie fragen, denn sie konnte den Mund nicht öffnen, wenn Oline in der Stube war, und Oline konnte lächeln, nein, von der Zeit an hatte sie keine Freude mehr an Oline.

„Warum weinst Du?“ fragte der Vater, als sie nach Hause kam, sie sah noch den Rücken der Alten, die am Ofen stand und lochte und elend und zerlumpt war — sie sagte es, und da erhielt sie eine Ohrfeige, denn er hatte gesagt, er wolle Olinens Namen nicht hören.

Und jetzt — jetzt sollte dies Alles wieder Nichts sein, nun sollte es sein, als ob es gut und schön gewesen, nur weil ein alter Kerl sie für sich allein haben wollte. — Anständig und verheirathet — wie konnte sie anständig sein? — Was geschehen war, war geschehen, und anständig konnte sie nie wieder werden. Es läge ja nichts vor — es wäre keine Ursache vorhanden, solch Geschrei zu machen, wenn sie wieder anständig werden konnten, sobald sie selbst es wollten — aber das war es ja, daß sie sich so besudelten, daß sie nie wieder auf irgend eine Weise rein werden konnten. Es war ja richtig, Oline hatte es jetzt gut. Nein — Niemand dachte mehr an Etwas; war es nicht fast, als ob sie nun freundlicher gegen sie waren, nur weil sie in der Querstraße gewohnt hatte? Jetzt kam die Reihe an Albertine. Man schaute sie an, als ob man sich die Augen aus dem Kopfe gaffen wollte, nur weil sie neue Schuhe oder ein neues Band an ihrem Gute hatte — ja, nun kam die Reihe an sie, und so klatschte man von ihr, wenn sie über den Hof ging.

„Nun dauert es nicht mehr lange,“ sagten sie, „sieht, wie sie Oline gleicht“, aber kam Oline selbst mit ihrem schönen Regenmantel und mit Tulla an der Hand, so war Alles schön und gut — jetzt war sie ja anständig und verheirathet, und es machte auch Nichts, daß sie schon lange vor dieser Zeit Tulla hatte, — nein, jetzt war dies ein Pfaster für Alles! Ihr schien es sonderbar zu sein, daß Oline die Erlaubniß erhielt, in die Kirche zu kommen, selbst an den Altar zu treten.

Sie! man denke sich, sie!

Nein, sie begriff Nichts von dem Allen — anständig und verheirathet — sie? Sie wurde nicht anständig, und hätte sie selbst den Pfarrer geheirathet.

Sie konnte ja nicht, die Arme, selbst wenn sie

*) Die Uebersetzung ist als Buch im Budapeß bei Grimm erschienen.

*) Vorstadt von Christiania.

wollte, denn die Gedanken, die sie gehabt, die kamen ja wieder, und die Worte, die sie gesprochen, die kamen auch wieder. Und all das Häßliche und Schlechte, es war wohl unmöglich für sie, das zu vergeffen. Oh, daß sie doch fragen könnte! Sie wurde dies gewiß auch nicht los — es verfolgte Oline gerade so, wie es sie selbst verfolgte. —

Oh, die dumme Maschine kommt jetzt auch immer außer Gang — knals — knals — vorsichtig zog sie das Taschentuch unter der Nadel hin und her und versuchte von Neuem. So — nun ging es.

„Bei Zwangsabholung.“ stand auf dem blauen Zettel, den der Konstabler brachte — er hatte dicke, rothe Knebel. Ich hatte Lust, ihn umzubringen. Gott, wie der Vater damals die Mutter prügelte, ich glaube, er schlug ihr damals den Rücken so, daß sie so elend wurde, wie sie jetzt ist — sie sah auf: Es ist doch schwer, eine ordentliche Taille für ihren Rücken zu schneiden, aber ich muß es dennoch thun — es geht nicht, daß sie mit den häßlichen Flicken umhergeht. Für Oline war es gut, daß sie damals nicht zu Hause war, sonst wäre sie wohl auch halbtodt geschlagen worden, glaube ich.

Die arme Alte, — ja, damals machte sie sich fein genug — nahm ihren alten hundertjährigen Shawl aus der Kommodenschublade, band ihn um und machte sich so fein wie möglich und ging mit Oline auf das Bureau hin zum Vorgesetzten Winther. Nun ja, diesmal sollte es noch so hingehen — mit einer Verwarnung. — Dann kam er wieder, es waren wohl kaum vierzehn Tage vergangen. „Bei Zwangsabholung!“ Gott wie viel Böses wünschte ich dem Konstabler und der ganzen Polizei — die schrecklich rothen Knebel! Ja, die Alte, die band natürlich wieder ihren bunten Shawl um und ging mit. — Nein — dies Mal mußte Oline hinein zum Doctor.

„So — nun ist Alles gleich,“ sagte Oline und bezog eine eigene Wohnung in der Stadt. Hätte sie nur das nicht gethan — Herrgott — hatte es wohl einen Zweck — aber es sollte wohl so sein. Nein — und dann als wir uns zum Krankenhaus schleichen mußten, wo sie lag, denn er würde uns todtschlagen, sagte er, wenn wir dorthin gingen. Ach, ich mag nicht an dies Alles denken, ich werde sonst noch toll — ich muß an etwas Anderes denken, ich will an meine Säume denken — jetzt bin ich fertig mit den Taschentüchern — so — nun legen wir sie hübsch zusammen, eines auf das andere, eines auf das andere. . . . Ich glaube fast, ich fürchte mich am meisten, daran zu denken, daß sie ins Arbeitshaus kam. Da weinte Mutter so, daß sie kaum aufhören konnte.

Solche dürfen nämlich die Herren am Tage auf der Straße nicht grüßen. — Da war er es, den sie liebte, und der sie verführt hatte — Oline nicht ihm eines Mittags in der Karl-Johannstraße zu — aber, man denke, er ging hin und zeigte sie an, und da bekam sie 6 Monate Arbeitshaus und das Verbot, in der Karl-Johannstraße spazieren zu gehen. „So, nun ist mir Alles gleich,“ sagte Oline, als sie wieder frei war, und sogleich zog sie in die Querstraße, dort nannte sie sich Rosalia — Oline erschien ihr nicht fein genug — damals.

Nein, das ist es nicht, woran zu denken ich mich am meisten fürchte — nein, damals bei dem Bureau — jeden Montag Morgen — ihr Lächeln, als sie dort hinein gehen wollte — ich sehe noch ihren Handschuh auf dem Thürgriff — nun fange ich wieder an; ich will nicht — ich will nicht — so, nun nähern wir — noch eines — fangen wir vorsichtig an, die Maschine ist nicht schlecht, wenn man sie richtig behandelt. — Nein, ich will nicht mehr — ich will nicht mehr —“ und sie warf Alles zusammen, lehnte sich in den Stuhl zurück und weinte.

Mutter Kristiansen wandte ihr vergrämes Antlitz mit den vielen Thränen Spuren auf den Wangen zu ihr um und sah sie einen Augenblick an. — Dann drehte sie ihr wieder den Rücken zu.

Aus meinem „Bauernspiegel“.

Von Willibald Ragi („Deutsche Worte“).

(8. Fortsetzung.)

Wo der Bauer nicht von seiner Religion oder Tradition zu einer bestimmten Meinung verhalten wird, dort ist ihm dann Alles einerlei; mag da behauptet werden, was immer — er ist allezeit bereit mit seinem beifälligen, gedankenlosen, lächerlichen: „Es is a so“ (Es ist so). Trotzdem das Landvolf in seinen Beobachtungen und Behauptungen keinen Sinn für Genauigkeit und Richtigkeit hat und ihm die feine Wahrheitsliebe fehlt, die auch ohne Kontrolle und Gewissenszwang, niemals Unsicheres für sicher, Meinung für Ueberzeugung ausgeben mag, und die einen allmählich sich vertiefenden Einblick in die Dinge und Vorgänge um uns möglich macht, so ist damit doch nicht das Bedürfnis, zu verkehren, zu diskutieren und sich zu unterhalten, verschwunden. Es scheint fast das Gegentheil. Je weniger diese Leute etwas verstehen oder verstehen wollen, je ferner und abenteuerlicher es ihnen erscheint, desto lieber reden sie davon. Ich bemerkte hier im Vorhinein, daß man die gewisse „feine Wahrheitsliebe“, von der ich oben sagte, sie fehle dem Landvolf, nicht gar zu sein denken möge: vom Standpunkte des Gebildeten aus betrachtet, scheint ihnen oft die minder feine, die allernothwendigste Wahrheitsliebe zu fehlen. Dies erklärt sich aber aus der großen und fast selbstgewollten Unwissenheit unserer Bauern. Was ich nicht kenne, was meinem Geiste ferne steht, da-

rüber dankt einem Jeden eine Unrichtigkeit belanglos, selbst wenn er sonst ziemlich wahrheitsliebend ist. Es kommt also nur darauf an, was Alles dem Geiste ferne steht, und darnach wird man beurtheilen können, worin der Einzelne in seinen Behauptungen und Aeußerungen minder genau ist. Das Traurige an der Sache ist nur, daß dem Geiste des Bauers, mit Ausnahme des größten, gewöhnlichsten Wirtschaftsbetriebes und einer ganz groben Religion, Alles ferne steht.

Es giebt ja auch unter den Gebildeten solche, die in der Korruption soweit vorgeschritten sind, um zu wägen, es sei alles eins, ob man Wahres oder Falsches rede, besonders bei Unterhaltungen. Aber selbst Solche würden empört sein, wenn sie auf die Dauer den Unsinn mit anhören müßten, den Landleute z. B. um den Wirtschaftstisch herum zusammenplauschen, wenn sie sich in ernstlicher Gebarung über Dinge unterhalten, die nicht ganz in ihre alltägliche Thätigkeitsphäre hineinfallen. Alles gilt als wahr, wenn es nur nicht gegen eine herkömmliche Meinung verstößt. Wie wird da, wenn sie „untereinander“ sind — das ist, wenn kein Studirter oder „Herrlicher“ überhaupt dabei ist, der sie auslachen würde — mit der Politik, mit den Wissenschaften, mit den Ministern und Staatsbeamten (die nicht wie die Geistlichen und allenfalls noch der Kaiser durch einen religiösen Nimbus geheiligt sind), wie mit dem guten Namen und der Ehrlichkeit aller Derer umgesprungen, von denen sich diese Bauersleute unkontrollirt, oder gegen welche sie sich in die eigene Unscheinbarkeit verschanz fühlen; besonders wenn dieselben noch dazu „lutherisch“ oder „liberal“ sind! Man kann von Bauern freilich nicht verlangen, daß sie so Vieles genau wissen sollen; aber so viel Bescheidenheit und Wahrheitsliebe sollte ihnen beigebracht werden, daß sie dort schweigen, wo ihnen ihr Inneres sagen müßte, daß sie nichts verstehen. So aber suchen solche Individuen mit ihrem erbärmlichen Kram vor den Tischgenossen noch zu glänzen, und es ist widrig-komisch, wie ein Zweiter gleich bekräftigend und bestätigend in den Unsinn des Ersteren einfällt und sich den Mund voll nimmt mit den emphatisch betonten Phrasen: „So wull, freilich!“ „So, leicht nit?“ „Was denn süßt (sonst)?“ „Ah moanet holt ah (auch)“ u. s. w. Man sollte diese stehenden Phrasen, welche den ländlichen Klatsch so charakteristisch färben und gewiß Jedem, der unter Bauern war, aufgefallen sind, sammeln. Ein Dritter setzt dann diesem Beifall vielleicht eine noch unsinnigere Behauptung entgegen. Dabei hat aber Keiner eine Ahnung, daß das auch wahr sein soll, was man sagt!

Und Niemand ist, der diesen Leuten eine gesündere Geistesnahrung böte!

Nehmen wir, um die Plauschsucht zu illustriren, einen an sich ganz harmlosen Fall. Drei Drescher (wir wählen Männer, bei den Frauen ist ja das Plauschen auch in den Städten allgemein) haben eben Pause gemacht und sich im Schatten eines Rußbaumes zur „Jause“ gesetzt. Sie reden von der letzten Insurrektion, — gar ein „hoher“, interessanter Diskurs! „So viel ich aus dem Ganzen entnommen hab,“ sagt langsam der Erste mit tiefem, kräftigem Tone, welcher einen bedeutenden Grad von Sicherheit und Selbstbewußtsein zu verrathen scheint, „so muß dies „Bosien“ (Bosnien) da gegen Pull n zu liegen.“ „Ja, ja,“ sagt der Zweite, ein alter Weiskopf mit weiblicher Füstelstimme, „es muß da so irgendwohin sein, — und nicht weit vom Wasser, weil man hört, wie sie's Militär mit die Schiff hinführen!“ „Und wie ich wieder gehört hab,“ fügt der Dritte bei, der trotz seiner jungen Jahre auch was reden will, „so wär's völlig eine gebirgige Gegend, als wie wenn sie in's Tirol anstöhlet!“ Dabei darf man aber nicht vergessen, daß keiner von den Dreien auch nur annähernd weiß, in welcher Himmelsgegend etwa Polen, Tirol oder das Meer liege. So phantasieren sie die unmöglichsten Dinge daher und unterhalten sich dabei gut, — weil sie sich durch keine Kontrolle beengt fühlen. Jeder von ihnen glaubt, er habe sich den Andern als weise geöffnetbart.

Da biegt zufällig ein leutseliger Fremder, „Herrlicher“, um die Ecke, der ihre Reden belauscht hat und sie nun freundlich belehrt: „Seht, liebe Leuten, Polen liegt dorthin, das Meer und Bosnien dorthin und Tirol liegt dorthin,“ wobei die Drescher, sitzend, mit freudigen Gesichtern zuhören. Jedoch nur aus braver Manier zeigen sie dieses Interesse, die träge Natur in ihnen wehrt sich gegen jede Belehrung und fühlt die Zurückführung der aufgestellten Behauptungen in die Schranken der Wahrheit nur unangenehm. „Ah so, ah so,“ sagen sie fortwährend mit beifälliger Miene, „ja, das hätten wir freilich nit gewußt!“

Der Fremde geht davon, glücklich über seine bereitwilligen Zuhörer und sich gratulirend, daß er heute das Angenehme mit dem Nützlichen, einen Spaziergang mit menschenfreundlicher Volksbelehrung, verbinden konnte. Sobald er weit genug ist, um nichts mehr zu hören, unterbricht der erste der Drescher — ihr „Meister“ — das gemeinsame Schweigen mit den Worten: „Hm, halt so ein Mensch moant, unsereiner hat a h so Zeit, daß man sich Alles mirka kunn.“ Sie hatten nämlich alle drei das, was ihnen der „Herrliche“ gesagt, noch während er's sagte, vergessen (weil vergessen wollen!), und was jetzt der „Meister“ vom Mangel an Zeit zum Merken geäußert — als ob es sich beim Merken um die Zeit und nicht vielmehr um den guten Willen handeln würde — das gilt ihnen sofort als richtiger Entschuldigungsgrund, denn — sie sind ja wieder „untereinander“. —

Ich kann es mir hier nicht verfagen, zur Beleuchtung ländlicher Unbeholfenheit in den städtischen Kanzleien und Aemtern, sowie nebenher zur Beleuchtung jurisdiktorischer Rücksichtslosigkeit und Kadi-Wirthschaft eine Szene wiederzugeben, die ich in einer Advokaturkanzlei zu beobachten Gelegenheit hatte. Während ich dort auf den Chef der Kanzlei wartete, sah ich in einem anstoßenden Zimmer, dessen Thüre offen stand, einen von den untergeordneten „Doktoren“ und ein bäuerisches Mütterchen. So viel ich vernehmen konnte, führte das Mütterchen Prozeß um irgend ein Grundstück. Nachbarsleute oder Verwandte auf dem Lande gehen, in ihrer verblendeten Ueberschätzung des Geldes oder Besitzes, oft wegen wahrer Bagatellen zum Advokaten und beginnen Prozeß. „Wenn ich's nicht haben kann, so soll's der Doktor haben, — und Du kriegst mir's justament nicht!“ so lautet die gehässige Parole. Der obengenannte „Doktor“ nun ergriff ein Schriftstück, lehnte sich nachlässig an den Tisch, die linke Hand halb in die Hosentasche gesteckt, und las der Alten mit siederhafter Eile eine vollgeschriebene Seite herunter, einen Schwall von Fremdwörtern und juristischen termini und ein wahres Musterstück unverdaulichen Kanzleistyles! Ich habe doch schon etliche Jahre mit dem Studium des Hochdeutschen mich befaßt, — aber diese Sprache war mir noch zu hoch. Und das Mütterchen! wie andächtig lauschte es auf die unverstandenen Saftsprüche, die ihr wie Abraham's & Santa Clara arabische Zaubersprüche scheinen mochten: Aronigs, Threvest, Izort, Ammelez, Ostodot, Occaslours u. s. w. Und so oft ein gewaltiger, fremder Broden über die Lippen des „Doktors“ kam, nickte es beifällig und erfreut mit dem Haupte. Je abenteuerlicher, desto siegreicher schienen ihr wohl die Ausdrücke! Und als der „Doktor“ fertig gelesen, meinte er holdselig: „Nun, Mutterl, das müssen S' jetzt unterschreiben.“ „Ja, ja,“ meinte die Alte im zuvorkommendsten Tone, und wäre dabei fast über ihren Stod gefallen, so eifrig humpelte sie zum Tische.

Wer weiß, was sie da unterschrieben hat! Es hätte ebenso gut können ihr Todesurtheil sein. Daß ein bäuerisches Mütterchen bei der Mißdifferenz zwischen ländlicher Geistesöde und advokatorischer Gewandtheit und Bildung, sowie bei dem Respekt, den der Bauer vor der Geseidtheit der „Doktoren“ hat, ihre ganze Geistesgegenwart und Besinnung verloren, ist nicht gegen unsere Erwartung. Aber daß der schale Tintensisch in der Kanzlei, der doch voraussetzte, daß ihn die Alte nicht verstehe, so impertinent sein konnte, sie zur Unterschrift des Unverständenen zu bringen, verdient unsere Aufmerksamkeit.

Und nun könnte Jemand fragen: Worauf verwendet denn das Bauernvolf eigentlich seine Geisteskraft? Der Geist, so lange er überhaupt lebt, ruht denn doch nie vollkommen, und wenn ihm der Wille keine Objekte anweist, so sucht er sich ja mit Nothwendigkeit selber seine Objekte.

Hiermit ist aber die Antwort auf obige Frage schon zur Hälfte gegeben. Weil nicht der Wille, von einer höheren und besseren Idee geleitet, den Geist lenkt und zu höheren Dingen führt, so bleibt derselbe an den allernächst liegenden Gegenständen kleben und unterscheidet sich in seiner Thätigkeit von dem Geiste des Thieres fast nur darin, daß er diese zunächstliegenden Gegenstände verhältnißmäßig intensiver erfährt und ihren durch wiederholte Anschauung nach den Gesetzen der Folge und Gleichzeitigkeit erlernten Zusammenhang, oberflächlich zwar, aber mit großer Geläufigkeit, beurtheilt. So entgeht dem auf dem Felde arbeitenden Bauer niemals der Rauch, der daheim aus dem Schornstein aufsteigt. Und gleich kombiniert er: „Die essen zu Hause schon wieder ein Gabelbrühstück, während ich mich hier beim trockenen Brote abrauern muß.“ Und haben sie auch nur ein kaltes Gabelbrühstück gegessen, so daß kein Rauch es ihm anzeigen konnte — kommt er nach Hause, er erräth es mit indianermäßiger Pfißigkeit an den kaum sichtbaren nassen Ringen, die etwa von den Schüsseln oder Gläsern auf dem Tische zurückgelassen wurden, an der Gelassenheit des Hundes, der seine Abfälle bekommen hat und nun zufrieden in seinem Hättchen lauert, — und noch an zwanzig Kleinigkeiten, von welchen einer, der seinen Geist stets auf wichtigere und ernstere Dinge gerichtet hat, gar keine Ahnung hätte.

In solch seiner Gewahrksamkeit fühlt er sich sogar dem höher Gebildeten überlegen und macht wohl auch gelegentlich den Versuch, ihn zu überlisten. Allein wenn der Bauer dabei auch manchmal kleine und momentane Vortheile erringen kann, im Ganzen wird sein Resultat doch ein Defizit bleiben. Aber dem Höhergebildeten macht sich solch' ein kleinliches Uebervortheilen unangenehm bemerkbar, und ich habe schon manchen reellen, geschiedten Geschäftsmann klagen gehört über diese unangenehme und beiderseits zu keinem Nutzen führende „Pfißigkeit“ und „Verschlagenheit“ der Bauern.

Daß aber diese, auf einer großen Uebung in Gewahrung unbedeutender Kleinigkeiten beruhende Pfißigkeit, so überraschend sie manchmal erscheinen mag, nur ganz oberflächlich und von sehr geringer Kombination und freier Denkarbeit begleitet ist, erhellt aus der oben charakterisirten Ungeschicklichkeit der Bauern in einigermaßen ungewohnten Gruppierungen der alltäglichen Lebensverhältnisse, bei Krankheiten, außerordentlichen Rechtsverhandlungen u. dgl. Wer denkt, der abstrahirt aus den vorliegenden Dingen und Begebenheiten immer einen höheren Begriff oder eine höhere Idee, und von dieser herab kann er sich immer noch zurecht finden, wenn sich jene Dinge oder Ereignisse etwas anders gestalten.

Wer aber nicht denkt, entbehrt diese Sicherheit, und eine etwas ungewohnte Verschiebung der umgebenden Gegenstände oder nächstliegenden Verhältnisse bringt ihn in Verwirrung.

Fassen wir Alles, was wir über das Geistesleben der Bauern gesagt haben, noch einmal kurz zusammen. Es fehlt den Bauern das gerade und übersichtliche Denken, ja sogar das Vertrauen in alles Denken, das sich nicht unmittelbar an konkrete, greifbare Details anschließt. Gleichwie aber das Wasser, welchem eine freie Bahn zum Abfluß nicht gegeben ist, dennoch in die Tiefe trachtet, und weil es nicht in geraden Kanälen weiter kann, durch Felspalten sidert und nach verschiedenen Kreuz- und Winkelsügen um die Steinflöße im Innern des Berges, an irgend einer Stelle gleichsam unvermuthet hervorbricht, so zeigt auch das Geistesleben des Bauern bei allem Mangel an geradem, schulgemähem Denken doch eine gewisse, wenn auch unregelmäßige und verborgene, von dem Eigennutz als Schwerkraft getriebene Thätigkeit; und ganz unvermuthet kann derselbe Bauer, dem man allen Geiſt abſpricht, in irgend einem Punkte, der mit seinem materiellen Wohl zusammenhängt, an Schlaueit sich überlegen zeigen. Wer je mit Bauern einen Gemeinde- oder Wasserstreit u. dgl. zu bestehen hatte, der kann davon ein Liedchen singen.

Spießbürgerliche Reformideen zur Lösung der sozialen Frage.

III.

§. Die Arbeitslosigkeit entpuppt sich bei Heller wiederum als eine besondere soziale Frage; ihren Zusammenhang mit der allgemeinen Misere erkennt er nicht. Auf die Lösung, die er für dieses neue Problem parat hat, bildet er sich besonders viel ein; sie lautet: Weltarbeitsvermittlungsverein.

„Ein durchschlagender Erfolg ist nur durch die Unterstützung von leitenden Kreisen, der Regierungen und Parlamente zu erwarten. Wir denken uns diese Institution im weitesten Sinne auf internationaler Grundlage entwickelt. Die Zentrale, welche in London, Berlin oder Paris ihren Sitz hätte, würde wöchentliche Berichte von allen Filialen erhalten und diesen wieder Bericht erstatten. Angebot und Nachfrage in allen Zweigen der Berufe, die geistigen inbegriffen, würden genau verzeichnet und ausgewiesen. Erwerbslose Arbeitskräfte würden ohne Zeitverlust dorthin gelangen, wo man ihrer bedarf.“

Es ist unfraglich, daß eine Institution, wie sie der „Weltarbeitsvermittlungsverein“ vorstellt, sehr wohl eine annehmbare Wirksamkeit entfalten kann. Heller führt selbst an, was die Wirkung einer solchen weitgreifenden, einseitigen Organisation der Arbeitsvermittlung sein würde: Es geht heute „viel nutzlos verbrachte Zeit verloren, bis das Individuum dort anlangt, wo es einen Wirkungskreis für ersprießliche Thätigkeit vorfindet.“ Das würde thunlichst vermieden werden. Naturgemäß haben sich heute schon gewisse Wege und Kanäle herausgebildet, auf denen sich Angebot von und Nachfrage nach Arbeitskräften gegenseitig suchen und einander soweit als möglich auszugleichen bestrebt sind. Ob ein solcher Ausgleich faktisch eintritt, das ist freilich eine andere Frage. Selbstverständlich funktioniert der heute vorhandene Apparat der Arbeitsvermittlung nichts weniger als vollkommen, und ein besser eingerichteter könnte die von Heller bezeichnete Unzulänglichkeit des Zeitverlustes beseitigen.

Was wäre aber damit Bedeutendes gewonnen? Nach Heller alles. Mit einer Naivität sonder Gleichen schiebt er seiner neu entdeckten Institution ohne weiteres als Konsequenz unter: die völlige Beseitigung der Arbeitslosigkeit. Er geht beständig stillschweigend von der Einbildung aus, daß heute eine ungedeckte Nachfrage nach Arbeitskräften existire und somit auf der anderen Seite für alle Unbeschäftigten vollauf Arbeit vorhanden sei. Nach seiner Ansicht geht also der Ausgleich von Angebot und Nachfrage, was Arbeitskräfte anbelangt, heute so unvollkommen vor sich, daß ein solcher in Wirklichkeit gar nicht stattfindet.

Das ist natürlich eine ganz grobe Entstellung der tatsächlichen Verhältnisse. Jener Ausgleich geht sehr wohl vor sich, wenn er auch nicht ohne Reibungen abgehen mag, daß heißt, was die Nachfrage anbetrifft; das Angebot indessen überschießt ja eben die Nachfrage um ein Gewaltiges, und deswegen müssen Hunderttausende von Arbeitskräften feiern und sehen, wie sie sich durchschlagen.

Der Weltarbeitsvermittlungsverein würde, falls er eingeführt wäre, genau dieselbe Funktion verrichten, die sich schon heute auf die eine oder die andere Weise vollzieht; im ersteren Falle würde sie sich vielleicht schneller und besser vollziehen, das wäre aber der ganze Unterschied. Der gemachte Vorschlag hat mit der Arbeitslosigkeit als solcher keinen Berührungspunkt; um daher das Problem scheinbar zu lösen, verdreht Heller die Frage der Arbeitslosigkeit in eine Frage der ungenügenden Arbeitsvermittlung. Und nach diesem Täuschenspiel, lunistischen Triumphiert er: „Der Arbeitsmarkt wäre auf kurzem Wege geregelt, die überflüssigen Arbeitskräfte würden sich dahin wenden, wo ihrer Arbeit warten würde; die Hungerlöhne, die Folge übergroßen Angebots von Arbeitskräften, wären ein überwundener Standpunkt.“

Um seinen Vorschlag noch mit einer recht abgenutzten, längst diskreditirten Phrase zu verzieren, behauptet er, der Weltarbeitsvermittlungsverein wäre die praktische Durchführung des Prinzips, daß jeder ein „Recht auf

Arbeit“ habe. Schließlich belegt Heller seinen Verein, „welcher im Gegensatz zur rothen Internationale durchführbare Grundsätze“ vertreten würde, mit dem geschmackvollen Namen „grüne Internationale.“ Sehr grün, in der That.

Wie gewöhnlich, merkt er hinterdrein, daß er den Mund etwas zu voll genommen und zu viel behauptet hat. Er kommt nämlich mit weiteren, ebendahin zielenden Vorschlägen, obwohl er bereits die Arbeitslosigkeit auf so einfache Weise aus der Welt geschafft hat. Wenn vielfach Arbeitslosigkeit herrsche, so liege das daran, daß die Menschen unter heutigen Verhältnissen zu wenig gelernt haben.

Um diesem Uebelstande abzuwehren, schlägt er eine Reform des Schulunterrichts vor, hauptsächlich Arbeitsunterricht. Dieser soll in erster Linie in der Lehre des Ackerbaues, der „natürlichsten menschlichen Beschäftigung“, bestehen, weshalb die Volksschulen mit Schuläckern und Schulgärten zu versehen seien. Denn, fügt er hinzu, „es wäre für unvorhergesehene Fälle gut, wenn Jedermann einen Beruf kennen lernen würde, welcher zum Mindesten vor dem Hunger schützt.“

Unsern schriftstellernden Spießbürger verfolgt ein hartnäckiges Mißgeschick. Er geräth vom Regen in die Traufe. Denn er geht genau von derselben unhaltbaren Annahme aus wie oben, daß nämlich die Gesellschaft jederzeit ein beliebiges Quantum von Arbeitskräften absorbiren könne. Den Beweis für seine Voraussetzung hält er für überflüssig, gestützt auf den alten spießbürgerlichen Glaubenssatz, daß jeder, der etwas Geschicktes gelernt hat, sein Fortkommen finde.

Er sagt: „Wir verstehen unter sozialen Reformen alle jene Maßregeln, welche ergriffen werden, um die Thätigkeit und Leistungsfähigkeit der Individuen zu erhöhen, und die Verhältnisse so zu gestalten, daß niemand in der Entfaltung seiner Kräfte behindert werde, daß jeder einen Wirkungskreis finde, um in seinem und im Interesse der Gemeinschaft eine Thätigkeit entwickeln zu können, welche ihn befriedigt und nicht Noth leiden läßt.“ Wir können das voll und ganz unterschreiben, wenn wir es nicht wesentlich anders verstehen würden, als es der Verfasser versteht.

Denn für diesen heißt eben, jemand tüchtig und leistungsfähig machen, ihm einen Wirkungskreis in der heutigen Gesellschaft garantiren. Daß dem die offenkundigsten Thatfachen ins Gesicht schlagen, kümmert Heller nicht. Um jenes Ziel zu erreichen, dazu gehört eine ganz anders konstruirte Gesellschaft; die heutige anarchische Produktion macht dasselbe unmöglich. In der That, wenn er das, was er als soziale Reform bezeichnet, ernsthaft herbeiführen wollte, so müßte er sich als ein Anhänger der sozialistischen Organisation der Gesellschaft bekennen. Seine Forderung führt direkt zu dieser Konsequenz. Statt dessen kommt er mit dem simplen Arbeitsunterricht.

Die Anarchie in unseren wirtschaftlichen Verhältnissen ist ihm nichtsdestoweniger sehr wohl bekannt. Er leitet daraus die Ueberproduktion ab. Der Gegenpol von Ueberproduktion heißt aber Arbeitslosigkeit. Er weist also schließlich selbst nach, daß derselbe eine direkte Folge unserer heutigen wirtschaftlichen Verhältnisse ist, und daß es somit sich darum handelt, diese zu beseitigen, will man deren nothwendige Folgen beseitigen.

Für den erwähnten Zusammenhang aber ist er wieder blind. Die Ueberproduktion ist ihm ein neues Problem, welches eine besondere Lösung beansprucht. Und hier kommt er, ohne es zu wissen, — man staune — mit einem rein sozialistischen Vorschlage, das heißt einem Vorschlage, welcher bereits die sozialistische Gesellschaft voraussetzt, nämlich statistische Feststellung des gesellschaftlichen Bedarfs und proportionelle Vertheilung der Gesamtarbeitskraft auf die einzelnen Berufszweige. Seine spießbürgerliche Phantasie malt sich aus, wie sich diese Vertheilung procentisch etwa machen würde: „Wenn sich von 100 Menschen 25 mit Getreidebau, 10 mit Gemüsebau, 10 mit Obstabau, 10 mit Milchproduktion und Viehzucht, 20 mit Industrie, 5 mit Handel, 5 mit Kunst und Wissenschaft, 2 mit Sicherheitsdienst, 8 mit Gesundheitspflege, Geseßgebung, Verwaltung und dem Kultus der Religion beschäftigen würden, so könnten 5 (die Alten) der Ruhe pflegen und es würde dennoch keine Noth herrschen.“

Heller muthet in der That dem heutigen kapitalistischen Staat zu, sich zum Organ jener Reform zu machen. Das ist natürlich eine närrische Utopie. Der Staat der Kapitalisten kann die Aufgabe nicht durchführen, ohne sich selbst aufzuheben, in seiner Basis, dem Privateigenthum und der freien Konkurrenz.

Diese Utopie ist so augenfällig, daß selbst Heller bei einigem Zusehen sich darüber entsetzen würde, in welche slavische Abhängigkeit vom Staate die kapitalistische Unternehmung durch seinen Vorschlag geriethen. Obwohl der Bedarf gegeben wäre und damit auch die ihm entsprechende Menge Arbeitskraft, soll letztere keineswegs von jenen bestimmt werden, daß heißt je nachdem kleiner oder größer sein; nein die gesellschaftliche Gesamtarbeitskraft soll absorbiert werden. Die ganze industrielle Reservearmee soll in den Produktionskörper eingefügt werden. Das heißt, der Kapitalist wird thatsächlich gezwungen, mehr Arbeitskräfte zu verwenden, als er unter den jetzigen normalen Produktionsbedingungen braucht. Aber die kapitalistischen Ausbeutungsbedingungen bestehen ja fort. Durch die Verschwendung von Arbeitskraft käme jedoch der Kapitalist um seinen Mehrerwerth, wenn er nicht gar absoluten Verlust erlitt. Man sieht, der

Vorschlag scheitert an den Schranken des kapitalistischen Systems. Denn es ist doch selbstverständlich, daß der Staat, der weiter nichts als ein Ausdruck dieses Systems ist, seine eigenen Existenzbedingungen nicht unterbinden wird. Und Heller, als ein ertragter Anhänger des kapitalistischen Systems, wird sich freuen, daß derselbe selbst ihn davor schützt, bei seinem Worte genommen zu werden. Nichtsdestoweniger sah er ganz richtig in seinem Vorschlage die einzige Maßregel, welche der heute bestehenden Produktionsanarchie und allen ihren sozialen Begleiterscheinungen ein Ende machen wird. Allerdings glaubte er diese, die „friedliche“ Lösung der sozialen Frage sichernde Seite seines Planes gemüthlich mit der kapitalistischen Ausbeutungsfreiheit vereinigen zu können. Das Scheitern dieser schönen Hoffnung beweis zugleich aufs Neue, wie unvermeidbare Gegensätze die Gesamtwohlfahrt und die Klassenherrschaft bilden.

Wie wenig Vertrauen Heller schließlich in seinen eigenen Vorschlag setzt, geht daraus hervor, daß er unmittelbar darauf mit einer weiteren „rationalen Maßregel gegen die Ueberproduktion“ herantritt. Diesmal hat sich sein kapitalistischer Instinkt bedeutend weniger geirrt. Die Maßregel ist in der That rational, weil höchst einbringlich für den großen Geldbeutel. Sie besteht in einem „System der Staatsmagazine.“

Um den Vorschlag pfausibel zu machen, kommt er mit einem biblischen Beispiel, dem der fetten und mageren Jahre. Er denkt dabei an das Auf- und-ab des industriellen Geschäftsganges; er weiß, daß in der Produktion auf die Epoche der Prosperität die Ueberproduktion, die Krise, die allgemeine Kalamität folgt. Man hat also auf der einen Seite Ueberproduktion, auf der anderen Seite Unterproduktion. Was wäre für den Staat leichter, als hier ausgleichend einzugreifen? Er legt Magazine an und stapelt darin den zur Zeit der Ueberproduktion vorhandenen Ueberschuß an Produkten, den er käuflich an sich zu bringen hat, auf, um denselben zur Zeit des bringend gewordenen Bedarfs wieder an den Mann zu bringen.

Das wäre eine Institution nach dem Herzen der Kapitalisten und doch anscheinend zugleich dazu geeignet, ein Stück soziale Frage zu lösen durch Herabminderung der Arbeitslosigkeit. Man stelle sich nur vor: der Staat, der seine Mittel aus den Taschen der unteren Klassen nimmt, zahlt mit diesen Mitteln die überproduzirten Produkte des Unternehmers, um der Ueberproduktion die schädliche Wirkung zu nehmen, die darin besteht, daß die Produkte unverkäuflich bleiben und Beschäftigungslosigkeit der Arbeiter eintritt.

Woher aber sollten die ungeheuren Mittel kommen, die dazu nöthig sind? Selbstredend dorthin, woher sie immer kommen. Die arbeitende Klasse würde sich hinterher dessen berauben, was die Arbeit ihr erbrachte, das heißt, sie würde ihre Arbeit aus ihrer eigenen Tasche bezahlen, während die Forderungen der Unternehmer an den Staat gesichert sind.

Dieser saubere Plan wäre auch ein Mittel, die jetzt träge und stöckend fließende Ausbeutungsquelle wieder munter und kontinuierlich zu machen. Da jetzt die Produktion nur schwächliche und meist bald aufhörende Anläufe zur Wiederholung der industriellen Cyclus zeigt, die Ueberproduktion also chronisch ist, so würde damit auch die Abnahme der überschüssig erzeugten Produkte durch den Staat chronisch werden. Das ließe sich die Kapitalistenklasse wohl gefallen.

Wir wollen unsern Lesern zum Schluß nicht vorenthalten, in welcher originaler Weise Heller den Unternehmergeinn als eine Konsequenz — des ehernen Lohngesetzes erweist:

„Das ehernen Lohngesetz spukt in allen Köpfen, welches die Arbeiter nur so viel und nie mehr verdienen läßt, als was unbedingt zu ihrer physischen Erhaltung nothwendig ist, und der Mehrertrag fällt stets dem Kapitale zu. Dieses ehernen Lohngesetz beruht auf Wahrheit, es ist keine Erfindung der sozialen Schriftsteller, diese haben aber eines vergessen, das Wichtigste: Das ehernen Lohngesetz gilt für alle Berufe, für alle Stände, es heißt mit anderen Worten: Freie Konkurrenz.“

Eine kostbare Argumentation! Wenn die Arbeiter nach dem ehernen Lohngesetz nur so viel verdienen, als unbedingt zu ihrer physischen Erhaltung nothwendig ist, so ist dies nichts als ein Ausdruck der freien Konkurrenz unter den Arbeitern. Aber die freie Konkurrenz das ist ja das Gesetz, welches die Welt regiert, dem alle Wesen unterworfen sind, die Arbeiter, aber auch die Kapitalisten. Letztere haben also vor den Arbeitern absolut nichts voraus. Auch sie schmachten unter der Last des ehernen Lohngesetzes. Denn wenn bei den Arbeitern das ehernen Lohngesetz nur ein Ausdruck der freien Konkurrenz ist, so ist bei den Kapitalisten die freie Konkurrenz umgekehrt ein Ausdruck des ehernen Lohngesetzes.

Wenn der schlesische Weber heute Kartoffeln mit Leinöl, morgen Leinöl mit Kartoffeln ist und so fort in Ewigkeit, so findet Heller das ganz in der Ordnung, das ist halt das ehernen Lohngesetz. Und wenn der Bankier, Fabrikant oder Herr „von“ sich Rennpferde und Maitreffen hält, in Aukstern und Champagner schlemmt, am Spieltisch Tausende verspielt und zur Erholung von diesen Strapazen in die Alpen oder an die Riviera reist, so sagt unser scharfsinniger Oekonom achselzuckend: Das ist halt auch das ehernen Lohngesetz. Das ehernen Lohngesetz des Unternehmergewinns ist würdig eine bleibende Stätte der Erinnerung zu finden neben dem berühmten „Entsagungslohn“.

Unser „aufrichtiger“ Anhänger der friedlichen Sozialreform traut noch einen ganzen Sack von Rathschlägen aus, die wir uns aber füglich schenken können. Sie waschen alle den Pelz, ohne ihn naß zu machen. Um aber dem Verfasser der Schrift nicht Unrecht zu thun, sei noch erwähnt, daß sich unter diesen Rathschlägen auch der, allerdings sehr kleinlaut geäußerte, achtstündige Normalarbeitstag findet. Die übrigen aber entsprechen sämtlich den früher angeführten; die spießbürgerliche Bornirtheit feiert in ihnen wahre Orgien. Dieselbe begreift eben nicht, daß alle heutigen Mißstände aus gemeinsamer Quelle stammen, daß alles Elend auf der Privatproduktion und dem Klaffengegenfatz basiert.

Freilich hat es Gesellschaftszustände gegeben, die, obwohl auch ihnen ein Klaffengegenfatz zu Grunde lag, den Mitgliedern der Gesellschaft unter normalen Verhältnissen eine gewisse Sicherheit der Existenz bot. Jetzt aber ist der Klaffengegenfatz auf die Spitze getrieben, der Rest von Harmonie, der noch die feudale Gesellschaft umnebelte, ist in alle Winde zerstoßen und unerbittlich in die wilde freie Konkurrenz aufgelöst. Hier heißt das Gebot des Fortschritts: Aufhebung des Klaffengegenfatzes und Anerkennung der Prinzipien des Sozialismus.

Bürgerliche Erziehungsideale.

P. E. In einer ihrer letzten Nummern enthält die den verschiedensten Richtungen Raum gebende „Freie Bühne“ einen Artikel über „Moderne Jugendschriftstellerei“, welcher zwar an sich nicht besonders geistvoll ist, aber eine Reihe von Gedanken ausspricht, welche für die bürgerliche Auffassung vom Menschen bezeichnend sind.

Wo bisher herrschende Klassen bestanden haben, da suchten sie ihr Ziel im Genuß, und ihre Philosophie bestand darin: die Andern müssen arbeiten, damit wir genießen können. Die Bourgeoise findet ihren Zweck im Zusammenscharren, sie philosophiert: die Andern sind dazu da, damit wir Geld zusammenscharren können; das Zusammenscharren ist das Oberste und Erste, dem sich Alles unterordnen und fügen muß.

Danach muß denn auch die Kindererziehung eingerichtet werden. In der Erziehung ist noch mancher alter Pöppel abzuschneiden. Wie lächerlich, die Kinder mit allerhand unnützem Wissen, formalem Kram, womöglich mit künstlerischen Eindrücken aufzupäppeln! der Junge soll mal eine Fabrik gründen und seinen Arbeitern Mehrarbeit abzapfen, das ist sein Lebenszweck und auf den muß man hinarbeiten!

So predigt denn der Artifelschreiber: „Seit aber so die Naturwissenschaft das Recht in Anspruch nimmt, eine Pädagogik nach eigenen Normen zu haben und diese Frage mit einer, ihrer Macht angemessenen Ausschließlichkeit zur Geltung bringt, entbehrt die Märchen- und Fabelbildung sogar theoretisch jeder Fürsorge. Während sie vormals bei der vorwiegend literarisch-logischen Bildung die denkbar beste Propädeutik war, wird sie von nun an mehr ein verbrauchendes Gift, denn durch sie bekommt die kindliche Phantasie Bedarf nach poetischen Genüssen, den ihm die spätere Bildung nur sehr mangelhaft befriedigen kann. Wer sich später an den Gesetzen der Schwere, der Anziehungskraft, der chemischen Affinität, oder den trocknen Formeln und Deduktionen der Algebra, Trigonometrie und Sphärometrie, oder den

entsetzlich langweiligen Kniffen der höheren Mathematik logisch bilden soll, bedarf wohl kaum jener Macht, welcher man seit zweitausend Jahren den vordersten Platz in der Geistesbildung eingeräumt, der Phantasie!“

Hinaus mit der Phantasie! Was hat die bei uns zu thun? Um Lohnabzüge zu machen, Bücher zu führen, die Courszettel zu studiren, dazu hat man keine Phantasie nötig!

Besonders grimmig wüthet der Artifelschreiber gegen das Märchen, das er mit prachtvoll rationalistischem Tiefinn erklärt: „Das Märchen beruht psychologisch auf der Wahrnehmung, daß die Fassungskraft des Kindes die Kategorie des Abstrakten noch nicht zu bewältigen vermag. Um also eine moralische Tendenz dem Kinde verständlich zu machen, muß die früherstärkte Einbildungskraft Hilfe leisten.“

Ja ja, meint der Verfasser, die Kinder sind schon von selbst anders geworden. „Die Alten, welche die ganze Wandlung mit durchlebt, vermissen das vormalige Naive, Bescheidene, Demüthige, Kindlich-Uebermüthige, und finden Qualitäten, welche sie als Altklugheit, frühreife Selbstsucht, hebräische Unverblämtheit und Frivolität verdammen. Mit Bedauern sehen sie, wie dieses neue Geschlecht sich noch in den Kinderschuhen in die Krittelucht und Blasirtheit der Alten hineinlebt und allerdings schon in den Jahren, wo es die Märchen empfänglich aufnehmen soll, anfängt, sie einseitig zu finden. Wir „Jungen“ sehen in diesen beanstandeten Qualitäten nur vollgiltige Fahrarten für die moderne Welt. Für uns ist Altklugheit — frühe Urtheilsfähigkeit, Selbstsucht — Selbständigkeit, Unverblämtheit — notwendige Rücksichtslosigkeit, Frivolität — Gedanken- und Willkürfreiheit gegenüber jeder Institution.“

Gewiß, das alles muß die bürgerliche Gesellschaft wünschen. Menschen, ganze Menschen mit ihren sämtlichen Sinnen und Fähigkeiten, selbständige Wesen, die Selbstzweck sind — die hat sie ja nicht nötig. Ob das Ding, das die Maschine beaufsichtigt, ein Arbeiter ist oder ein Automat, das ist ihr einerlei, wenn nur zwei Hände da sind, welche diese und diese Handgriffe verrichten. Ob der Kapitalist ein Mensch ist oder ein Automat, welcher schreibt, rechnet und spekulirt, das ist auch einerlei. Ja, da die Automaten viel präziser und sicherer arbeiten, so sind ihr die Automaten sogar noch wünschenswerther. Also machen wir den Menschen zum Automaten! „Erziehen wir ihn zu seinem künftigen Beruf“ — so heißt es ja, nicht: „Erziehen wir ihn zu einem Menschen.“ Trichtern wir ihm ein, was er wissen muß, halten wir alles andere von ihm fern, denn das stört nur, und wir werden das Ideal der Gesellschaft erreichen!

In einer phantastischen Erzählung, welche die Welt des nächsten Jahrtausends schildert, war einmal die logische Weiterführung des gegenwärtigen bürgerlichen Ideals dargestellt: die Menschen wurden nicht mehr nach der alten, unwissenschaftlichen Routine erzeugt, sondern sie wurden chemisch zusammengesetzt, und zwar so, daß für jeden Beruf ein besonderes Rezept existirte; das waren dann ganz ideale Berufsautomaten: die Fischer thaten nichts als essen, schlafen und hobeln, die Schuster nichts als essen, schlafen und schustern, die Schriftsteller nichts als essen, schlafen und schreiben, und zwar Jeder in seinem bestimmt abgegrenzten Gebiet.

Wie reinlich, wissenschaftlich, utilitarisch, ordentlich ist das nicht eingerichtet?

Der Zweck des Lebens ist Essen, Schlafen und Arbeiten! Allein unter den Befennern dieser Lehre selbst erhebt sich Widerspruch gegen sie; ihre nothwendige Folge ist der Pessimismus. Wenn das Leben weiter keinen Zweck hat — das ist ja eine elende Fopperie! Wozu denn noch leben? Was für einen Zweck hat es, diesen Zweck zu erfüllen?

Wir wollen glücklich sein, wir wollen wenigstens Glück hoffen, dazu leben wir, das hält uns allein am Leben; sobald das nicht mehr garantirt ist, dann können wir allerdings rufen: das Leben, welche Fopperie! Haben wir nicht den Glauben an ein jenseitiges Glück, der uns hält, nun, so wollen wir jedenfalls hier im Leben das Glück haben. Jenen Glauben hat das Bürgerthum selbst gerührt, diesen giebt es nicht! Denn ist das Glück: möglichst vollkommen seinen Beruf auszufüllen? Allerdings weiß die scheinheilige Moral, die uns dozirt wird von allen Predigern, christlichen, theistischen, atheistischen Moralphilosophen — diese Moral weiß allerdings viel von dem Glück der Pflichterfüllung der treuen Arbeiter und so weiter, zu reden. — Eigenthümliches Menschenberg, dem die Pflichten und die Nothwendigkeiten des Berufes meistens sehr unangenehm sind, und dem es immer nur Vergnügen macht, das zu thun, was man nicht nötig hat, zu thun!

Die aufgeklärte Neuzeit schimpft so sehr über das finstere Mittelalter, wo z. B. solche Schändlichkeiten vorkamen, daß man Knaben kastrierte, damit sie ihre helle Stimme behielten, oder daß man Kinder zwischen Bretter einstemmte, damit sie Zwerge wurden. Heutzutage kastriert man nicht und klemmt auch nicht zwischen Bretter ein. Bewahre! Darüber sind wir hinweg! Aber, wenn man genauer zusieht, was bedeuten denn diese Operationen? Waren das nicht auch Vorbereitungen auf den zukünftigen Beruf? Und wenn man den Geist vermindert und verschneidet, damit er recht geeignet wird für den künftigen Beruf, ist das etwas anderes?

Weg mit der Phantasie, weg mit der feineren Bildung des Geistes, das hat keinen Nutzen! Die Märchen sind Unsinn, denn so was kann ja doch gar nicht passiren, was da geschrieben steht; beschreibe man lieber den Bau des Eiffelturms statt die Geschichte von Dornröschen oder Schneewittchen!

Welches Glück kann ein fein gebildeter Geist genießen, ein Geist, der im Stande ist — nun, auch ein Märchen zu genießen, sich über ein Märchen zu freuen! Wirkliches Glück erzeugt ein Kunstgenuß, rein, ohne Nachgeschmack, ohne Trübung. Aber der Kunstgenuß setzt ihm einen gebildeten Geist voraus.

Auch der Bourgeois genießt. Da er aber leider nicht Automat ist, so muß er sich auch zuweilen abspannen. Und weil er den wahren, beglückenden Genuß nicht haben kann, so ist er brutal und beschränkt in seinen Vergnügen. Das ist die Rehrseite der Erziehung „für den zukünftigen Beruf“.

Briefkasten.

H. J. Der Aufsatz: „Sozialismus und Christenthum“ erscheint in nächster Nummer.
Georg Johannes, Pittau. Wir bitten um Ihre Adresse

Dem Genossen
Friedrich Tiecke
sendet zu seinem 36jähr. Geburtstag die besten Glückwünsche, sein Schwager **Carl Paul.**

Zur Winter-Saison
mache ich meine werthen Freunde und Genossen auf mein reichhaltiges Lager in
Holz- und Filz-Schuhe
sowie Pantoffeln
aufmerksam. Fabrik und Lager aller Sorten Holz-Pantoffeln. Engros-Verkauf.
Chr. Geher, Oranienstr. 4.

Besamentier-, Weiß- und Wollwaaren-Geschäft
von **L. Gerhard,**
früher Wasserthorstr. 68,
jetzt **Schwedter-Str. Nr. 13,**
empfiehlt sich den Genossen bestens.

Unterzeichneter empfiehlt sich zur geneigten Abgabe von
Zahnstocher
verschiedener Sorten zum billigsten Preise.
Verfaßt nach allen Ländern gegen Postnachnahme.
Ador Haas, Zahnstocher-Fabrikant
in Hallein bei Salzburg, Oberösterreich.

Kranzbinderei u. Blumenhandlg.
von
J. Meyer
Nr. 1, Wiener Straße Nr. 1,
(in der Ecke bei der Rantaußelstraße).
Guirlanden 15 Pfg. pro Meter.
Doppelbägelige Vorbeerkränze von 50 Pfg. an.
Lopfpflanzen, Bouquets u. gut u. billig.

Freie Vereinigung der Maurer Berlins und Umgegend.
Sonnabend, den 15. November cr., Feier des
2. Stiftungs-Festes
in der Berliner Bock-Brauerei, Tempelhofer Berg.
Unter gütiger Mitwirkung des Gesang-Vereins „Lorbeerkranz“.
Musikausführung von Herrn Thiele.
Anfang 7 1/2 Uhr. Herren-Billets 50 Pf., Damen-Billets 25 Pf.
Billets sind bei folgenden Komiteemitgliedern zu haben: Wilhelm Koll, Stäßerstr. 33; Schwabe, Grünauerstr. 6, 4 Tr.; Schulz, Schönhauser Allee 174 bei Schubert 4 Tr.; Gelterhof, Arndstr. 31, 3 Tr.; Fritz Wagner, Alt Noabit 125, 4 Tr.; Karl Lutz, Amalienstr. 7, Hof part.; Fr. Köhler, Arndstr. 7 Brademann, Roslstr. 40; Wölgien, Schönleinstr. 31, Hof part.
Freunde und Gönner des Vereins von Nah und Fern sind freundlichst eingeladen.
Das Komitee.

64. Waldemar-Straße 64.
Schuh- u. Stiefelwaaren-Lager
von **Ernst Grossmann.**
Große Auswahl in Herren-, Damen- und Kinder-Schuhen und Stiefeln jeder Art.
Reelle Bedienung. Billige Preise.

Große öffentliche Versammlung
sämtlicher in der Schuhwaaren-Branche beschäftigten Arbeiter und Arbeiterinnen
am Montag, den 27. Oktober, Abends 8 1/2 Uhr
in Jöels Salon, Andreasstr. 21.
Tages-Ordnung: 1. Kapitalismus und Sozialismus. Referent Max Baginski.
2. Diskussion.

Unterzeichneter, 33 Jahre alt, körperlich gewandt, gesund mit physischen Arbeiten vielfach vertraut, seit längerer Zeit für die Arbeiterfrage produktiv schriftlich thätig, sucht, da gegenwärtig ergebnislos, Stellung, gleichviel welche. Auskunft über mich ertheilt auch die Redaktion des „**Thüringer Volksfreund**“ in Sonneberg i. Th.

Albin Schwendemann.
Drittungsmarken & Kautschukstempelfabrik
von
Conrad Müller
Schkendisch-Keipzig
empfiehlt sich allen Arbeitervereinen, Krankenkassen u. s. w.
Ausführung sauber und schnell.
Preislisten gratis und franko.
Allen Freunden und Genossen empfehle mein

Roh-Tabak
empfiehlt in allen Sorten in billigster Preislage
H. Herholz,
145. Brunnenstraße 145.

Rum, Punsch, Glühwein
Flasche 1,50 Mk.
Ingwer, Pommeranzen, Luft
Alter 1.- Mk.
Mediz. Ungarwein Fl. 1,50 u. 2 Mk.
Roth- und Portwein Fl. 1,50 Mk.
empfiehlt
Franz Beyer
Prinzessinen-Straße 15.
Filiale:
Elisabeth-Platz 47, Ecke der Waldemarstr.